

# Adrian Hummel (München)

## Lebenszwänge, Schreibräume, unirdisch. Eine kulturanthropologisch orientierte Deutung des „Mythos Günderröde“.

### 1. Eine „erwünschte Legende“ ...

Die jüngste Günderröde-Ausgabe – ein beängstigend schmales *Reclam*-Bändchen aus etwa 10 Prosastücken, 15 Briefauszügen und 20 Gedichten – eröffnet das reihentypische *Nachwort* mit dem bezeichnenden Satz: „Nicht ihre Dichtung, sondern ihr Selbstmord hat Karoline von Günderröde berühmt gemacht.“<sup>1</sup> Dem bleibt wenig hinzuzufügen: Tatsächlich hat lediglich die Wirkungsgeschichte ihres Freitodes der Autorin ein nahezu mythisches Andenken gesichert.<sup>2</sup> Das Werk Karolines von Günderröde dagegen beeindruckte bis heute – sofern für sich und ohne Bezug auf das finale Ereignis ihrer Biographie betrachtet – kaum einen Leser nachhaltig. Dem üblichen Kontext weiblicher wie männlicher Schreibbemühungen beinahe völlig enthoben, dazu nur in Bruchteilen und zeitgenössischer Vorurteile wegen pseudonym veröffentlicht, lässt einen das disparate Konvolut aus lyrischen Stücken, Dramenfragmenten, Kurzprosaskizzen, Studienbuchnotizen und Briefwechselfragmenten seit jeher einigermaßen ratlos zurück. Johann Wolfgang Goethe – angegangen von Heinrich Eichstädt, dem verantwortlichen Redakteur der *Jenaische[n] Allgemeine[n] Literatur-Zeitung*, um sein briefliches Urteil über die wohlwollende Rezension eines Gönners der Karoline von Günderröde und ihrer pseudonym erschienenen Sammlung *Gedichte und Phantasien, von Tian*. 1804 – bringt das Irritationspotential besagter Texte auf den

<sup>1</sup> Hannelore Schlaffer (Hg.), Karoline von Günderröde. Gedichte, Prosa, Briefe, Stuttgart 1998, S. 131.

<sup>2</sup> Der vorliegende Beitrag verdankt sich einem Vortrag, den der Verfasser am 21. Januar 2002 vor der Goethe-Gesellschaft München halten durfte. Er trug den Titel *„Erde du meine Mutter / Und du mein Ernährer / Der Lufthauch“*. *Leben und Werk Karolines von Günderröde* und war Bestandteil einer Veranstaltungsreihe unter dem Motto *„Frauen der Goethezeit“*.

Punkt: „Diese Gedichte sind wirklich eine seltsame Erscheinung und die Recension brauchbar.“<sup>3</sup> Demgegenüber schlägt Karolines von Günderode zweiter Text-Sammlung mit dem Titel *Poetische Fragmente von Tian*. 1805 – angezeigt am 24. Juni 1807 in der nämlichen *Literatur-Zeitung* und vom nämlichen Rezensenten, freilich knapp ein Jahr nach ihrem Selbstmord – bare Ablehnung entgegen; literarisches und biographisches Scheitern, verfehltes Wollen und falsches Geschlecht erscheinen plötzlich in eins gesetzt:

Caroline von Günderode aus Frankfurt a. Mayn, (der Tod hat den Schleyer der Anonymität zerrissen,) wollte dichten als Weib im männlichen Geiste. Ihr Streben ging nach dem Idealen in der romantischen Kunst. Aber die weibliche Natur in ihr ließ sie *jenes* – das Bewußte ihrer Absicht, *dieses* Ziels (sic!) verfehlen. In einer kraftlosen Mitte erlahmte ihr Flug.<sup>4</sup>

So legitimierte das gewaltsame Ende der Autorin quasi einschlußweise die Disqualifizierung ihres Werks; gleichzeitig entsprach dessen Marginalisierung jedoch ein gesteigertes Interesse am bühnenreifen Ende der vermeintlich ‚romantischen Ideal-Biographie‘. Nach einem Spaziergang mit Bettina Brentano im Park von Teplitz notiert wiederum Goethe unter dem Datum vom 11. August 1810 in sein Tagebuch: „Mit Bettinen im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältniß zu Fräulein Günderode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod.“<sup>5</sup> Später wird Goethe – eben auf Be-

<sup>3</sup> Johann Wolfgang Goethe: An Heinrich C. A. Eichstädt, 28. April 1804 [Addenda Goethes zu einem Brief Eichstädts vom 22. April 1804]. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. Weimar 1895, Abt. IV, Bd. 17, Nr. 4897, S. 129–132 (hier: S. 131 f.). Die Rezension stammte von Christian G. D. Nees von Esenbeck (1776–1858); sie erschien in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* Nr. 163, 1804 (vom 9. Juli 1804), Sp. 49–52.

<sup>4</sup> [Christian G. D. Nees von Esenbeck:] Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Poetische Fragmente von Tian* [...] 1805. 221 S. 8. (20 Gr.) In: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* Nr. 138, 1807 (vom 13. Juni 1807), Sp. 489–491 (hier: Sp. 490).

<sup>5</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Tagebücher*. August 11 [1810]. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. Weimar 1891, Abt. III, Bd. 4, S. 146. Zur Kenntnis genommen hatte Goethe die zweite Publikation und den Freitod der Autorin bereits 1806: „Doch muß ich noch eines traurigen Falles gedenken, wie nelmlich die idealen Ansichten, wahrscheinlich in Gesellschaft irdischer Leidenschaften, ein gar hübsches Gefäß zerstört haben. Die unter dem Nahmen Tian Ihnen gewiß bekannte Fräulein von Günterode, die uns noch vor kurzem ein paar merkwürdige kleine Gedichte in dramatischer Form gegeben, hat ihre eigene Form zerbrochen; eine That die, wie Sie denken können, viel zu reden giebt.“ (Johann Wolfgang Goethe: An Wilhelm von Humboldt, 22. August 1806. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. München 1990, Abt. IV, Bd. 51, S. 201).

such bei Franz Brentano (1765–1844) in Winkel und durchaus touristisch gestimmt – sogar die Stätte ihres Selbstmords aufsuchen (6. September 1814)<sup>6</sup>; zum Werk Karolines von Günderrode äußert er sich nicht mehr. Kaum anders verhält sich Achim von Arnim, alsbald Ehemann jener Bettina Brentano und damals heimlicher Verehrer Karolines<sup>7</sup>, zu deren Lebzeiten allerdings peinlich darauf bedacht, seinem akademischen Lehrer Friedrich Creuzer nicht ins Liebesgehege zu geraten: Auch Achim von Arnim setzt dem Freitod der Autorin, nicht ihrem Werk ein literarisches Denkmal in seiner 1812 erschienenen Novellensammlung.

Wir stiegen ans Land und sahen einander stillschweigend an und wiesen auf die Landzunge, die im Strom versunken. Ein edles, musenheiliges Leben sank da in schuldlosem Wahn, und der Strom hat den geweihten Ort ausgetilgt und an sich gerissen, daß er nicht entheiligt werde. Arme Sängerin, können die Deutschen unsrer Zeit nichts, als das Schöne verschweigen, das Ausgezeichnete vergessen, und den Ernst entheiligen? Wo sind Deine Freunde? Keiner hat der Nachwelt die Spuren Deines Lebens und Deiner Begeisterung gesammelt, die Furcht vor dem Tadel der Heillosen, hat sie alle gelähmt. Nun erst verstehe ich die Schrift auf Deinem Grabe, die von den Tränen des Himmels jetzt fast ausgelöscht ist, nun weiß ich, warum Du die Deinen alle nennst, nur die Menschen nicht! – Und wir gedachten mit Rührung dieser Inschrift, und einer sagte sie dem andern, der sie vergessen hatte. „Erde, Du meine Mutter, und Du mein Ernährer der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und Du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend; lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl!“<sup>8</sup>

Der Nachwelt die Spuren ihres Lebens und ihrer Begeisterung zu sammeln, – dieser Aufgabe stellten sich seither vor allen anderen Bet-

<sup>6</sup> Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Im Rheingau Herbstage. Supplement des Rochus-Festes, 1814. Den 6. Septbr. In: Karl Richter (Hg.), Johann Wolfgang von Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens (Münchner Ausgabe), München 1994, Bd. 11/2, S. 116–129 (hier: S. 128).

<sup>7</sup> „(U)nd doch war ich ihr gar zu nichts, aber ihr doch recht gut, [...]“ (Achim von Arnim: An Bettina Brentano, 27. August 1806. In: Birgit Weißenborn (Hg.), ‚Ich sende Dir ein zärtliches Pfand‘. Die Briefe der Karoline von Günderrode, Frankfurt a. M. 1992, S. 357–359).

<sup>8</sup> Achim von Arnim: Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien (1812). In: Renate von Moering (Hg.), Achim von Arnim. Sämtliche Erzählungen 1802–1817 (Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden), Frankfurt a. M. 1990, Bd. 3, S. 776 f.

tina von Arnim (1840)<sup>9</sup> und Christa Wolf (1979).<sup>10</sup> Freilich: Beide Autorinnen folgten in ihren Suchbewegungen dem „weiblichen Schreibmuster der Doppelbiographie“ (Helga G. Braunbeck).<sup>11</sup> Mit einfachen Worten: Beide Autorinnen schrieben – wenigstens vermeintlich – im Namen ihrer gemeinsamen Vorgängerin an deren „erwünschter Legende“. <sup>12</sup> Bettina von Arnim legitimiert diese Vorgehensweise in ihrer teilfiktiven Briefbiographie *Die Günderode* mit dem Recht der seherisch begabten Visionärin: „(A)m Tag fühl ich mich so nah mit allem Vergangnen, daß ich durch und durch von der steten Gegenwart alles wirklich Erlebten überzeugt bin.“<sup>13</sup> Und Christa Wolf verweist zur Rechtfertigung ihrer Auswahlgabe und des begleitenden Essays *Der Schatten eines Traumes* auf die emanzipatorische Wirkung ‚poetischer Authentizität‘:

Dieses Buch hatte das Unglück, in die Hände staubtrockener Textkritik zu fallen, deren Instrumenten es ein leichtes ist, es als ›Fälschung‹ zu entlarven. Daß die Bettine mit ihrem Material frei umgegangen ist, Briefe zusammengezogen, Stücke aus anderen Briefwechseln hineingenommen, manches erfunden hat, ist ihr angekreidet worden. Authentisch ist dies Buch dennoch, in einem poetischen Sinn: als Zeugnis für eine Freundschaft zwischen zwei Frauen, ein Beleg aber auch für Lebensformen und Sitten einer Zeit und für eine Kritik an deren Sitten, die sich nicht scheut, an die Wurzeln zu gehn.<sup>14</sup>

Wirklich lassen sich offensichtliche Vorteile dieses projektiven Verfahrens nicht leugnen: Bettinas von Arnim ständiges Insistieren auf autodidaktische Bildungs- und philosophische Denkanstrengungen, auf zwischenmenschliche Geh- und schriftstellerische Tastversuche Karolines von Günderode hebt sich vom anhaltenden Geraune vieler Forschungsbeiträge über Liebesverrat und Todessehnsucht<sup>15</sup>, über an-

<sup>9</sup> Vgl. [Bettina von Arnim:] *Die Günderode*. 2 Tle (1840). In: Walter Schmitz (Hg.), Bettine von Arnim. Clemens Brentano's Frühlingskranz. *Die Günderode* (Bettine von Arnim. Werke und Briefe in drei Bänden), Frankfurt a. M. 1986, Bd. 1, S. 295–746.

<sup>10</sup> Vgl. Christa Wolf (Hg.), Karoline von Günderode. *Der Schatten eines Traumes*. Gedichte, Prosa, Briefe, Zeugnisse von Zeitgenossen, Berlin-DDR/Darmstadt u. a. 1979.

<sup>11</sup> Vgl. Helga G. Braunbeck: „Das weibliche Schreibmuster der Doppelbiographie. Bettine von Arnims und Christa Wolfs Günderode-Biographik“. In: *Frauen, Literatur, Revolution* (Thetis 3), hg. v. Helga Grubitsch u. a. Pfaffenweiler 1992, S. 231–244.

<sup>12</sup> Christa Wolf: *Kein Ort. Nirgends*. Berlin-DDR / Darmstadt u. a. 1979, S. 6.

<sup>13</sup> von Arnim (Anm. 9), S. 1097 [Brief an Julius Döring, 20. Januar 1840].

<sup>14</sup> Wolf (Anm. 10), S. 36.

<sup>15</sup> Vgl. zu diesem Deutungsansatz der Forschungsliteratur zuletzt etwa Margarete Lazarowicz: *Karoline von Günderode. Portrait einer Fremden* (Europäische Hoch-

tikes Menschentum und erhabene Naturpoesie, über klassizistischen Formwillen und romantische Grenzgänge geradezu erfrischend ab.<sup>16</sup> Und Christa Wolfs Hinweise auf unvermeidliche Deformationen eines – wie auch immer gearteten – weiblichen Wesens und dessen innere Schwierigkeiten mit eventuell ‚männlich‘ interpretierbaren Neigungen erfüllen denselben Zweck. Sie rütteln auf und sensibilisieren; um mit Christa Wolf zu sprechen: „Blut im Schuh!“<sup>17</sup> Allerdings sind besagte Interpretationsvorteile teuer erkaufte: Bettinas teilfiktive Briefbiographie kommt Friedrich Sengles ‚Fälschungs‘-Verdikt<sup>18</sup> gelegentlich bedrohlich nahe; und Christa Wolf erwirbt die Eindringlichkeit ihres *Günderrode*-Essays um den Preis des Ausschlusses widerständiger Dramenfragmente und einer Beugung der chronologischen Wahrheit.<sup>19</sup> Zudem wollte nicht Jedem (oder Jeder) gefallen, wie arg sich Christa Wolfs Weiblichkeitskonzept zur bloßen Metapher für das Scheitern universalutopischer Ansätze schlechthin verdünnte.<sup>20</sup> Auf Umwegen hatten Person und Freitod Karolines von Günderrode neuerlich über Werk und Interpretation entschieden.

Die neuere Forschung, besonders die des letzten Jahrzehnts, scheut deshalb gewissermaßen das Feuer einer notwendig unvollkommenen

---

schulschriften. Reihe 1, Bd. 923). Frankfurt a. M. u. a. 1986; Jürgen Eichenauer: „Karoline von Günderrode (1780–1806). Ein Lebensentwurf der deutschen Romantik“. In: Mein ungestümes Herz. Frauen der Goethezeit (Verzeichnisse und Schriften der Hessischen Landesbibliothek Wiesbaden). Wiesbaden 1999, Bd. 16, S. 39–64.

<sup>16</sup> Helene M. Kastinger-Riley hatte deshalb noch 1986 geurteilt: „Die derzeitige Forschungslage ist immer noch derart primitiv, daß jede Interpretation von Günderrodes Schaffen [...] bis zum Erscheinen einer vollständigen Werkausgabe den Charakter eines Versuchs behalten muß.“ (Helene M. Kastinger-Riley: „Zwischen den Welten. Ambivalenz und Existentialproblematik im Werk Caroline von Günderrodes“. In: Dies.: Die weibliche Muse. Sechs Essays über künstlerisch schaffende Frauen der Goethezeit, Columbia 1986, S. 91–119 [hier: S. 119]).

<sup>17</sup> Wolf (Anm. 12), S. 5. Siehe hierzu auch Hans-Georg Werner: „Christa Wolfs Bild der Günderrode. Medium der Selbstbesinnung“. In: Christa Wolf in feministischer Sicht (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Bd. 1301), hg. v. Michel Vanhel-leputte. Frankfurt a. M. u. a. 1992, S. 43–53.

<sup>18</sup> Friedrich Sengle spricht schlicht von „Bettinas Fälschung“; vgl. Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Stuttgart 1972, Bd. 2, S. 210 [„Historische Interpretation von Bettinas Fälschung“].

<sup>19</sup> Diese Kritik systematisiert Walter Morgenthaler im Kommentarband seiner historisch-kritischen Ausgabe; vgl. Günderrode (Anm. 23), Bd. 3, S. 15 f.

<sup>20</sup> So urteilte schon 1980 Werner Kohlschmidt: „Ästhetische Existenz und Leidenschaft. Mythos und Wirklichkeit der Karoline von Günderode“. In: Selbständigkeit und Hingabe. Frauen der Romantik, hg. v. Wolfgang Böhme. Karlsruhe 1980, S. 9–20. Aber auch Werner (Anm. 17), S. 46 kommt nicht umhin, zuzugeben: „Es wird deutlich, daß Christa Wolfs Eingehen auf die Frauenproblematik mit der Tendenz erfolgte, Weiblichkeit als Metapher für Menschlichkeit-Utopisches zu konstituieren.“

Gesamtdeutung. Politisch orientierte Interpretationen ausgesuchter Einzeltexte oder Werkgruppen kommen deshalb neben philosophischen, ästhetische neben intertextuellen, sozialgeschichtliche neben feministischen zu stehen<sup>21</sup>: Ein Konsens ist nicht absehbar, die Widerständigkeit des überlieferten Textkonvoluts immens. Dabei vermag selbst die editorische Sachlage nicht zu befriedigen: Trotz erheblicher Anstrengungen in den zwanziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fehlt eine verlässliche Briefausgabe.<sup>22</sup> Die historisch-kritische Werkausgabe von Walter Morgenthaler (1990/91) wiederum ist bei allen textphilologischen Verdiensten nicht frei von Fehlern und Versäumnissen<sup>23</sup>; Christa Wolf würde sie mit Sicherheit

<sup>21</sup> Vgl. hierzu besonders Helga Dormann: „Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995. Ein Bericht“ In: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 6, 1996, S. 227–248. Zu ergänzen wären seither bes. Lucia Maria Licher: *Mein Leben in einer bleibenden Form aussprechen. Umrisse einer Ästhetik im Werk Karolines von Günderrode (1780–1806)*. Heidelberg 1996 [ästhetisch orientierte Deutung]; Birgit Wägenbaur: „habe getaumelt in den Räumen des Aethers“. Karoline von Günderrodes ästhetische Identität“. In: *Frauen. Mit Sprechen, Mit Schreiben* (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 49), hg. v. Marianne Henn u. a. Stuttgart 1997, S. 201–221 [ästhetisch orientierte Deutung]; Wiebke Amthor: „Der Tod als Zitat. Eine motivische Betrachtung zum Selbstmord Karoline von Günderrode“. In: *Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft* 10, 1998, S. 49–72 [intertextuell orientierte Deutung]; Lucia Maria Licher: „Liebe! Glaube! Thue!“ Die poetische Konfession der Karoline von Günderrode 1780–1806 (Bibliotheksgesellschaft Oldenburg Nr. 23). Oldenburg 1998 [religiös-politische Deutung]; Lucia Maria Licher: „Man kann nicht zweien Herren zugleich dienen“. Poesie und bürgerliche Existenz um 1800. Am Beispiel Karoline von Günderrodes und ihrer Umwelt“. In: *Aurora* 59, 1999, S. 71–91 [sozialgeschichtliche Deutung]; Annette Simonis: „Das verschleierte Bild“. Mythopoetik und Geschlechterrollen bei Karoline von Günderrode“. In: *DVJs* 74, 2000, S. 254–278 [feministische Deutung].

<sup>22</sup> Am umfangreichsten präsentiert sich die Briefausgabe von Weißenborn (Anm. 7). Freilich kann sie höheren textphilologischen Ansprüchen nicht genügen. In dieser Hinsicht sind Editionen von Karl Preisendanz, Leopold Hirschberg und Max Preitz eindeutig vorzuziehen; Vgl. Karl Preisendanz (Hg.), *Die Liebe der Günderrode. Friedrich Creuzers Briefe an Caroline von Günderrode*, München 1912 [Neudr.: Franz Josef Götz (Hg.), *Die Liebe der Günderrode. Ein Roman in Briefen*, München u. a. 1991]; Leopold Hirschberg (Hg.), *Gesammelte Werke der Karoline von Günderrode*, Berlin 1922, Bd. 2; Max Preitz (Hg.), *Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt I/II*. In: *JbFDtHochst.* 1962, S. 208–306 und 1964, S. 158–235. Deren Dislozierung behindert jedoch eine sinnvolle Benutzung erheblich. Soweit möglich wird hier daher nach der bislang umfänglichsten Ausgabe von Birgit Weißenborn zitiert. Zur Gesamtproblematik vgl. auch die Rezension von Dieter Burdorf: „Diese Sehnsucht ist ein Gedanke, der ins Unendliche starrt“. Über Karoline von Günderrode – aus Anlaß neuer Ausgaben ihrer Werke und Briefe. In: *Wirkendes Wort* 43, 1993, S. 49–67.

<sup>23</sup> Vgl. Walter Morgenthaler (Hg.), *Karoline von Günderrode. Sämtliche Werke und ausgewählte Studien. Historisch-kritische Ausgabe*, Basel u. a. 1990/91, 3 Bde. Wal-

ein ‚Klassikergrab‘ nennen. Außerdem erntet die neueste Biographie – womöglich zu Unrecht – wenig Lob.<sup>24</sup> Und schließlich bestreiten einige namhafte LiteraturwissenschaftlerInnen den Wert der Poesie Karolines von Günderrode überhaupt: Zu ihnen rechnet – als Herausgeberin jener eingangs zitierten *Reclam*-Edition – Hannelore Schlaffer. Sie resümiert: „Der Poesie [Karolines von Günderrode, Anm. des Verf.] wiederum, dieser Sinnlichkeit aus schwarzen Zeichen, treibt die Philosophie alles Leben aus.“ Und: „Bettina Brentano, von der jeder Satz mehr Poesie enthält als alle Werke der Günderrode zusammen, wurde von Kindesbeinen an [...] in ihren dichterischen Fähigkeiten befördert. Statt sich ein Gedächtnistraining aufzuerlegen, streunt sie durch die Welt und sammelt Metaphern für das, was sie sieht.“<sup>25</sup> Die Wirkungsgeschichte scheint wieder an ihrem mythisierenden Ausgangspunkt angelangt; Leben und Werk Karolines von Günderrode bilden ein – wenn auch widerständiges, weil unablässig thematisiertes und ediertes – Opfer.

## 2. ... und eine kulturanthropologische Deutung

Der – jedenfalls in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht – recht misslichen Ausgangslage zum Trotz scheinen die Möglichkeiten für eine – wenigstens tendenziell stimmige – Gesamtdeutung noch nicht völlig verbraucht. Immerhin prägt ein gemeinsames Kennzeichen nahezu alle Stationen und Deutungsansätze der Wirkungsgeschichte: das ungebrochene, beinahe mythisch anmutende Faszinations- und Irritationspotential der Gestalt Karolines von Günderrode. Entsprechende Phänomene aus Geistes- und Mentalitätsgeschichte aber lassen sich mit Hilfe moderner Kulturanthropologie durchaus passabel beschreiben: Der französische Kulturanthropologe René Girard (geb. 1923)

---

ter Morgenthalers Ausgabe weist Verzeichnisfehler auf (vgl. Licher [Anm. 21], SS. 71, 74); außerdem fehlen einschlägige Rezeptionsdokumente (wie Achim von Arnims literarischer Nachruf, vgl. Anm. 8) und das wichtige ‚Studienbuch‘ Karolines von Günderrode war bereits, wenngleich ebenfalls fragmentarisch, ediert worden; vgl. Max Preitz, Doris Hopp (Hgg.), *Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt III. Karoline von Günderrodes Studienbuch*. In: JbFDtHochst. 1975, S. 223–323.

<sup>24</sup> Vgl. Markus Hille: *Karoline von Günderrode* (rm 50441). Reinbek 1999; Thomas Schröder (Referatedienst zur Literaturwissenschaft 31 [1999], S. 763 f.) hält die Biographie mangelnder ‚Erschöpfung‘ des Themas und einer ‚Verfehltheit‘ des Ansatzes wegen für gescheitert; allerdings erkaufte er diese Erkenntnis um den Preis einer beinahe axiomatisch vertretenen Einordnung Karolines von Günderrode in den Kontext der ‚Jenaer Frühromantik‘.

<sup>25</sup> Hannelore Schlaffer: Nachwort. In: *Günderrode* (Anm. 1), S. 139. Ablehnend äußerte sich zu den Texten Karolines von Günderrode mehrmals auch Werner Kohlschmidt; vgl. Dormann (Anm. 21), SS. 227, 235 sowie Kohlschmidt (Anm. 20).

etwa begreift in seinen Hauptwerken *Das Heilige und die Gewalt* (1972) sowie *Ausstoßung und Verfolgung* (1982) Personen mit (persönlichem) Profil und (sozialem) Stigma der Karoline von Günderrode als ‚widerständige Opfer‘.<sup>26</sup> Um ein mögliches Missverständnis von vornherein zu vermeiden: Der kulturanthropologische ‚Opfer‘-Terminus hat mit den üblichen Konnotationen dieses Begriffs (etwa spezifisch theologischer oder allgemein religiöser Natur) wenig gemein; auch bezeichnet er weder dessen aktive („sich zum Opfer bringen“) noch seine passive Bedeutungskomponente („jemandem zum Opfer fallen“). Tatsächlich ist Karoline von Günderrode – zumindest ihrem eigenen Selbstverständnis zufolge – weder als stille Dulderin einer ‚kalten Welt‘ zum Opfer gefallen, noch hat sie sich als überschwängliche Adeptin welcher Idee auch immer – sei es die der Liebestreue, die der Todessehnsucht oder die der philosophischen Einheitsspekulation – zum (Selbst-) Opfer dargebracht.<sup>27</sup> Und noch weniger betrachtete sie den Freitod als mehr oder weniger unausweichliche Konsequenz ihres dichterischen Prophetentums; Christa Wolf spricht gerade nicht im Namen Karolines von Günderrode, wenn sie schreibt: „Dichter sind, das ist keine Klage, zu Opfern und Selbstopfern prädestiniert.“<sup>28</sup> Der Forschung sind solche Mythisierungsversuche zurecht obsolet geworden; die kulturanthropologische Rede vom ‚widerständigen Opfer‘ kann sie gezielt vermeiden helfen.<sup>29</sup> Ihr zufolge entstehen Profil und Stigma des ‚widerständigen

<sup>26</sup> Vgl. aus den einschlägigen Publikationen des Autors besonders René Girard: *Das Heilige und die Gewalt* (1972). Frankfurt a. M. 1992; Ders.: *Things hidden since the foundation of the world* (1978). Stanford 1987 [gekürzte dt. Übersetzung: *Das Ende der Gewalt. Analyse des Menschheitsverhängnisses*. Freiburg 1983]; Ders.: *Ausstoßung und Verfolgung. Eine historische Theorie des Sündenbocks* (1982). Frankfurt a. M. 1992; siehe außerdem Michael Jacob: „Gespräch mit René Girard“. In: Ders.: *Aussichten des Denkens*. München 1994, S. 155–176.

<sup>27</sup> „Karoline von Günderrode, die sich 1806 erdolchte, galt zunächst weniger als Frühvollendete, denn als das Opfer einer kalten Zeit; vor der Bosheit und der Mißachtung der Menschen begab sie sich, wie es die von den ‚Tränen des Himmels‘ fast gelöschte Schrift auf ihrem Grab verkündete, in den Schutz der Elemente zurück, deren Stimme sie in der Welt gewesen war“ (Wolfgang Frühwald: „Romantische Lyrik im Spannungsfeld von Esoterik und Öffentlichkeit“. In: *Europäische Romantik I* [Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 14], hg. v. Robert Mandelkow u. a. Wiesbaden 1982, S. 355–392 [hier: S. 368]).

<sup>28</sup> Wolf (Anm. 10), S. 65.

<sup>29</sup> Die Forschungsliteratur zum Thema des kulturanthropologischen ‚Opfer‘-Begriffs und seiner literaturwissenschaftlichen Applikation ist recht umfangreich; vgl. bes. Eberhard T. Haas: „Gewalt, Opfer, Sündenbock. Einführung in die Kulturanthropologie René Girards“. In: *Wege zum Menschen* 49, 1997, S. 485–500; Julika Funk: „Forschungsrichtungen in der Anthropologie. Philosophische Anthropologie, Historische Anthropologie, Interkulturalität und Kulturanthropologie. Überblick und Aus-



Opfers', sobald ein sozialer Ausgrenzungsprozess vom betroffenen Individuum nicht mit Resignation, nicht mit Anpassung, nicht mit Rebellion beantwortet wird, sondern im nämlichen Individuum statt dessen und quasi parallel dazu ein persönlicher Selbstfindungsprozess einsetzt, welcher sich seinerseits speist aus Reflexivität (wider die Resignationsgefahr), aus ‚Traumprotokollen‘<sup>30</sup> (wider die Anpassungsgefahr) und aus Produktivität (wider die Rebellionsgefahr). Oder verständlicher formuliert: Der Typus des ‚widerständigen Opfers‘ zeichnet sich durch eine sehr seltene, weil absolut symmetrische Entwicklung von ‚Wirklichkeitssinn‘ und ‚Möglichkeitssinn‘ aus.<sup>31</sup> So oft ‚widerständige Opfer‘ dieses (persönlichen) Profils und (sozialen) Stigmas nun am Ende des sozialen Ausgrenzungsprozesses auf die eine oder andere Weise zu Tode kommen, so oft wiederholt sich das Ritual der posthumen Mythisierung als Wiedergutmachungsreaktion der zugeordneten Zeit- und Erinnerungsgemeinschaft; beinahe unnötig zu sagen, dass ‚widerständigen Opfern‘ gerne die Funktionen eines Kulturbringers oder Befreiungsträgers zugeschrieben werden. Auch historische Prototypen des ‚widerständigen Opfers‘ weiß die Kulturanthropologie zu benennen: Sokrates und Jean d'Arc; doch bevölkern ‚widerständige Opfer‘ selbstverständlich auch fiktive Welten (etwa des Mythos oder der Literatur).<sup>32</sup>

Stigma und Profil eines ‚widerständigen Opfers‘ entsprechen biographischer Rolle und literarischem Wunschbild der Autorin recht ge-

---

wahlbibliographie“. In: Historische Sozialforschung 25, 2000, H. 2, S. 54–138 [Forschungsbericht aus germanistischer Perspektive]; Das Opfer – aktuelle Kontroversen (Beiträge zur mimetischen Theorie, Bd. 12), hg. v. Bernhard Dieckmann. Münster 2001.

<sup>30</sup> Diesen Begriff gebraucht hinsichtlich Karolines von Günderrode – allerdings in einem tiefenpsychologischen Kontext – auch Erika Brummund: Zwischen Leben und Tod. Traum, Mythos, Religion bei Karoline von Günderrode. Ein Beitrag zu einer ganzheitlichen Anthropologie, erarbeitet im Grenzbereich von Literaturwissenschaft, Theologie und Psychologie. Diss. Wien 1994, S. 30. Dabei gerät E. Brummund das Werk Karolines von Günderrode unversehens zum bloßen Beleg tiefenpsychologischer Theorie (über den traumatisch erlebten Vaterverlust der Autorin).

<sup>31</sup> Diese Denkkategorien entstammen dem Werk Robert Musils; vgl. Adolf von Frisé (Hg.), Robert Musil. Der Mann ohne Eigenschaften (1930–1943), Reinbek 1978, S. 16–18 (Buch 1, Kapitel 4: „Wenn es Möglichkeitssinn gibt, muß es auch Wirklichkeitssinn geben“).

<sup>32</sup> Die Anwendung des kulturanthropologischen ‚Opfer‘-Begriffes auf Gestalt und Deutung Jesus von Nazareths konstituiert eine eigene Rezeptionsweise genuin theologischer Natur; sie biegt, gewollt oder ungewollt, ein Deutungsproblem in die Wahrheitsfrage zurück. Diese Rezeptionsweise bleibt infolge dessen hier ausdrücklich außer Acht; vgl. aber etwa Ralf Miggelbrink: „Der Mensch als Wesen der Gewalt. Die Thesen René Girards und ihre theologische Rezeption“. In: Ökumenische Rundschau 49, 2000, S. 431–443.

nau. In Karolines von Günderrode (und der zeitgenössischen) Sprache ausgedrückt: eine ‚Heroide‘ ihrer Lektüre (aus Ovid oder Ossian) wollte sie sein. Oder in Johannes Bobrowskis kongenialer Übersetzung gesagt: die „männliche Göttin“.<sup>33</sup> Und schließlich mit ihren literarischen Figuren besetzt: *Mora* und *Hildgund*, *Brutus* und *Othello*, endlich *Hippolyt*. Um einem weiteren Missverständnis vorzubeugen: Hier soll keinem literaturwissenschaftlichen Biographismus das Wort geredet werden.<sup>34</sup> Vielmehr weist die These in exakt entgegengesetzte Richtung: Leben und Schreiben der Autorin verschränken sich unter kulturanthropologischem Gesichtspunkt ähnlich unauflöslich wie ihr Wirklichkeits- und ihr Möglichkeitssinn. Beides bildet – in des Wortes ursprünglicher Bedeutung – *ein* Gewebe, *einen* Text. Dieser aber handelt vom ‚widerständigen Opfer‘ der (familiären) Umstände, der (Männer-) Welt, des (literarischen) Zeitgeschmacks, des (eigenen) Todes, – dieses ihr letzter Text und die selbst gewählte Grabinschrift ihr Vermächtnis:

Erde, Du meine Mutter, und Du mein Ernährer der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und Du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend; lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl.<sup>35</sup>

Das literarisch (Spät-) Moderne daran: die Dezentrierung des ‚Humanums‘ und seine Rückgewinnung im ‚Unum‘ von Mensch und Kosmos, von Kultur und Natur, von Leben und Werk.<sup>36</sup> Vorhaben derartiger Sprengkraft forderten wohl schon immer ‚widerständige Opfer‘.

### 3. ... der familiären Umstände

Karoline von Günderrode jedenfalls sah sich schon frühzeitig in die Rolle des ‚widerständigen Opfers‘ familiärer Umstände gedrängt; sozialer Ausgrenzungs- und persönlicher Selbstfindungsprozess beding-

<sup>33</sup> „Aber / wir sehn dich / hell, die Gestalt der männlichen / Göttin, unter dem Eichbaum, / Herrische, im Gezweig / das Haupt. Deine Hände greifen / träumrisch den Schlaf.“ (Johannes Bobrowski: „Die Günderrode [1960]“. In: Eberhard Haufe [Hg.], Johannes Bobrowski. Gesammelte Werke, Stuttgart 1987, Bd. 1, S. 39).

<sup>34</sup> So urteilt etwa noch 1980 Roswitha Burwick: „Liebe und Tod in Leben und Werk der Günderrode“. In: German Studies Review 3, 1980, S. 207–233.

<sup>35</sup> Vgl. Anm. 8.

<sup>36</sup> Siehe hierzu etwa Anthony Giddens: Kritische Theorie der Spätmoderne. Wien 1992; Peter V. Zima (Hg.), Literarisches Subjekt. Zwischen Spätmoderne und Postmoderne, Tübingen u. a. 2001.

ten sich dabei – ganz im Sinne der kulturalanthropologischen Theoriebildung – von Anfang an gegenseitig: Wider alle Erwartungen eröffneten Karolines Probleme mit beiden Elternteilen, drängende Finanzierungslücken, drückende Fürsorgepflichten, heiratspolitische Versorgungsnöte und der weitgehende Verlust bergender Familienbande nämlich erhebliche Bildungs- und Bewusstwerdungschancen.

Karoline von Günderrode<sup>37</sup> war am 11. Februar 1780 in die Höchster Linie des Günderrodeschen Adelshauses und eine sorglose Kindheit am Rande des Karlsruher Markgrafenhofes hinein geboren worden.<sup>38</sup> Ihrem Vater Hektor von Günderrode (1755–1786) – badischer Kammerherr und seit 1781 verantwortlicher Schulamtsleiter der markgräflichen Lande – stand eine glänzende Karriere bevor, als ihn 1786 eine schwere Tuberkuloseerkrankung ins Grab brachte. Karoline, das älteste von mittlerweile fünf Geschwistern (vier Töchter und ein Sohn), vermochte den Tod des geliebten Vaters ihren eigenen Andeutungen nach nie zu verwinden.<sup>39</sup> Die Mutter, Louise von Günderrode (1759–1819), verlegte den Wohnsitz der Familie gezwungenermaßen ins weniger exklusive Hanau, selbst nur mit geringer Pension und schmalen Einkünften versehen, zudem qua Ehevertrag (von 1776) vom Erbteil der Geschwister abgeschnitten. Ihren adelig-gesel-

<sup>37</sup> Die innerhalb der wissenschaftlichen Forschung arg divergierende Orthographie des Namens ist nicht wirklich umstritten. Als historisch korrekt und von Wolf (Anm. 10) lediglich neu erinnert muss die Schreibweise mit Doppel-R gelten („Günderrode“). Die vereinfachte Namensform („Günderode“) resultiert dagegen aus dem wirkungsgeschichtlichen Einfluss der teilfiktiven Briefbiographie von Arnims (Anm. 9). Ähnlich verhält es sich mit der Genitivbildung; historisch korrekt erscheint die Anbindung des Genitiv-S an den Vornamen adeliger Personen („Karolines von Günderrode“).

<sup>38</sup> Vgl. zum biographischen und familiären Rahmen besonders Karl Schwartz: Art. Günderrode (Karoline Friederike Louise Maximiliane von), die Dichterin. In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste [...], hg. v. J. S. Ersch/J. G. Gruber. Leipzig 1878, Abt. I, Bd. 97, S. 16 – 231; Rudolf Jung: „Zur Geschichte der Familie von Günderode I/II“. In: Alt-Frankfurt. Vierteljahresschrift für seine Geschichte und Kunst 5, 1914, H. 3/4; Richard Wilhelm: Die Günderode. Dichtung und Schicksal. Frankfurt a. M. 1938 [Nachdr. Bern 1975]; Lazarowicz (Anm. 15); Hille (Anm. 24).

<sup>39</sup> Neben brieflichen Randbemerkungen wird innerhalb der Forschung gern (und wahrscheinlich nicht völlig zu Unrecht) auf eine entsprechende Passage in Karolines von Günderrode *Geschichte eines Braminen* (entst. wohl 1803; publ. 1805) verwiesen: „Ich blieb in Lasida's Haus, lebte wie ein Bramin, und erzog das Mädchen sehr wenig, ich überließ es vielmehr seiner eignen schönen Natur. Zehn Jahre sind seit dem Tode ihres Vaters verflossen, und er lebt noch unter uns; ja Lasida verläßt ungern dies Haus, um ihrem Geliebten zu folgen, weil sie fürchtet von der nähern Gemeinschaft mit ihrem Vater durch eine kleine Entfernung ausgeschlossen zu werden.“ (Günderrode [Anm. 23], Bd. 1, S. 313 f.).

ligen Lebensstil freilich behielt sie bei. Infolge dessen vernachlässigte sie nicht nur die fünf Geschwister; ihre Lebenshaltungskosten überstiegen auch den finanziellen Rahmen der vaterlosen Familie bei weitem. Daran änderte selbst eine Anstellung als Hanauer Hofdame des hessischen Erbprinzen Wilhelm wenig; im Gegenteil: Die Mutter griff nun auch das Erbteil der Geschwister an. Über beidem – der Vernachlässigung ihrer kleineren Geschwister und den widerrechtlichen Eingriffen ins gemeinsame Erbteil – kam es, angestachelt von verwandten Vermögensberatern, spätestens seit 1797 zu erheblichen Auseinandersetzungen zwischen Mutter und ältester Tochter.<sup>40</sup> Zudem brachten besagte Finanz-Turbulenzen die Gesellschaftsdebütantin Karoline noch im selben Jahr um einen wohlstuierten Heiratsbewerber. Die Mutter wusste sich zu wehren: Vor die Alternative gestellt, eine rasch vermittelte Versorgungsehe einzugehen oder aber in das Von Cronstetten-Hynspersgische Adelige Damenstift am Frankfurter Rossmarkt einzutreten, entschied sich Karoline schließlich – bei zwar beschränkter Lebensweise, aber angesehener Stellung – für den Bezug zweier Zimmer im dortigen Erdgeschoss. Ihren familiären Fürsorgepflichten vermochte sie damit freilich nicht zu entinnen: Schon 1794 hatte sie das Sterben ihrer Schwester Louise verantwortlich begleitet; nun – Ende 1799 – oblag Karoline nach dem plötzlichen Ableben von Großmutter und Großtante die Pflege ihres Butzbacher Großvaters. Die Jahre 1801 und 1802 wiederum verbrachte sie als Sterbepflegerin ihrer Schwestern Charlotte und Amalie, mittlerweile selbst an einem wohl tuberkulös bedingten Augenleiden und heftigen Kopfschmerzen erkrankt.

Wie ich lebe? Oft unzufrieden mit mir selbst, von denen, die mich hier [in Butzbach/ Hessen, Anm. des Verf.] näher umgeben (zürnen Sie mir nicht deswegen) kann ich keinen eigentlich lieben. [...] Ich sage mir tausendmal: es ist egoistisch, nur Menschen von gleicher Empfindung zu lieben, und doch bleibt es wie vorher. Ich resigniere auf Mitgefühl, nur lieben kann ich diese fremdartigen Geschöpfe nicht.<sup>41</sup>

Und, mit dem Tod nun auf Du und Du, ihrer Umwelt aber zunehmend entfremdet:

Ich muß fast den ganzen Tag am Krankenbette sitzen und bei einer Kranken, deren Geisteskräfte so abgespannt sind, daß man keine einzige er-

<sup>40</sup> Vgl. etwa den Reflex auf das gespannte Verhältnis in Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 20. Dezember 1799 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 15, S. 57).

<sup>41</sup> Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 14. Februar 1800 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 19, S. 63).

freuliche Äußerung derselben gewahr wird. [...] Rate, hilf mir, und sage nicht Dein kaltes Es-Muß-So-Sein, oder laß uns wenigstens dies fatale Thema mit träumen umspinnen.

Nie habe ich jemand gesehen, der dem Tode so reif ist als sie; ihre Laufbahn ist auch ihren intellektuellen Kräften nach geendet. [...] Jetzt kann in ihr nichts mehr wachsen als der Tod und die Vernichtung; glücklich, daß der physische Tod ihr zu Hilfe kommt.<sup>42</sup>

Und schließlich, als ein Gerichtsprozess gegen die eigene Mutter un-  
ausweichlich geworden ist und wenig später die Klage der überleben-  
den Geschwister gegen eine gesetzliche Verbindung Karolines mit  
dem Bürgerlichen Friedrich Creuzer droht:

Wenn Sie [F. Creuzer, Anm. des Verf.] hierher [nach Frankfurt, Anm. des  
Verf.] kommen, richten Sie es ein, daß es in H.[eidelberg] niemand er-  
fährt; es wäre nicht gut, wenn man es wüßte. Faber [Karolines Vermö-  
gensberater, Anm. des Verf.] hat mir auch wieder geschrieben. Er emp-  
fiehl mir noch dringender das Geheimnis, weil die Erhaltung meines  
Vermögens davon abhängt.<sup>43</sup>

Die familiäre Isolation ist augenfällig; und das entfernt klosterähnli-  
che Stift hatte den Charakter einer Heimstätte nie anzunehmen ver-  
mocht: Halb Exil, halb Zufluchtsort bannte es Karoline von Günder-  
rode in ihrer wachsenden Bezugslosigkeit fest.

Da sitze ich wieder in meiner einsamen Zelle, und die vergangenen  
schönen Tage scheinen mir ein Traum, der ein dumpfes schmerzliches  
Gefühl des verflossenen Angenehmen und des augenblicklich schmerz-  
lichen Entbehrens zurückläßt.<sup>44</sup>

Andererseits bot gerade das Stiftsleben willkommene Gelegenheit zu  
ausdauernden Studien und tastenden Schreibversuchen. Beidem hatte  
auch die familiäre Situation nicht im Wege gestanden; das Gegenteil  
war der Fall: Reflexion, Traumleben und Produktivität hatten im Hau-  
se Günderrode – ganz im Sinne der kulturanthropologischen Theorie-  
bildung – eine lange Tradition. Nicht nur der geliebte Vater oder Ka-  
rolines Onkel hatten sich bei Gelegenheit im literarischen Metier  
versucht<sup>45</sup>; auch Karolines angefeindete Mutter bekannte sich zum li-

<sup>42</sup> Karoline von Günderrode: An Gunda Brentano, 21. Oktober 1801/11. August 1801 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 33, S. 76/ Nr. 37, S. 81 f.).

<sup>43</sup> Karoline von Günderrode: An Friedrich Creuzer, 6. Oktober 1805 (Görtz [Anm. 22], S. 240).

<sup>44</sup> Karoline von Günderrode: An Karoline von Barkhaus, 18. Juni 1799 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 5, S. 46).

<sup>45</sup> Der Vater Karolines von Günderrode etwa veröffentlichte folgende Werke: Hector Wilhelm von Günderrode: Versuch in Idyllen. Karlsruhe 1771; Ernst L. Posselt (Hg.), Hector Wilhelm von Günderrode. Sämtliche Werke, Leipzig 1787/1788, 2

terarischen Dilettantismus höfischer Provenienz und schreckte selbst vor der Lektüre philosophischer Texte (etwa Johann Gottlieb Fichtes) nicht zurück.<sup>46</sup> Karoline von Günderode selbst bemühte sich – den Auskünften ihrer Briefe und einem erhaltenen *Studienbuch* zufolge, das sie bezeichnenderweise anstelle des üblichen Tagebuches führte – äußerst gezielt um die autodidaktische Aneignung moderner Literatur und Philosophie. Noch ihren Pflegeaufenthalt beim Butzbacher Großvater wusste sie – unter Anleitung des dortigen Pfarrers Johann Georg Diefenbach (1757–1831) – für die systematische Einarbeitung in idealistische Philosophie zu nutzen.<sup>47</sup> Studien nunmehr freilich literarischer Art prägten auch ihre freie Zeit während des Krankenpflegedienstes an den sterbenden Schwestern; erste Schreibversuche traten vor allem bei ihren Stiftsaufenthalten hinzu. Die Richtung scheint rasch vorgegeben: Um weibliche Selbstbestimmung geht es, um Trauerarbeit am allgegenwärtig scheinenden Tod, um träumerische Selbstentgrenzung, um heroische Selbstverwirklichung. Aus Friedrich Schlegels *Athenäum[s]*-Abhandlung *Über die Philosophie. An Dorothea*<sup>48</sup> notiert sie ins Studienbuch:

Die Poesie schmückt die Erde, sie ist ihr gewogner – die Philosophie aber ist heiliger, gottverwunder, u darum den Frauen unentbehrlicher. [...] Die Männlichkeit u die Weiblichkeit wie sie gewöhnlich genommen werden sind Hindernisse der Menschlichkeit, die man zu mildern suchen muß damit die Eigenheit weitere Gränzen finde um sich darin zu bewegen.<sup>49</sup>

Schillers Idealismus fühlt sie sich verpflichtet, Jean Paul findet sie liebenswürdig, von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* lässt sie sich in mythische Weiten entführen, Hölderlins

---

Bde. Dessen Bruder und Onkel Karolines von Günderode, Friedrich Justinian von Günderode (1747– 1785), schrieb v. a. Reisebeschreibungen und Schauspiele; vgl. etwa Ders.: Die weibliche Beständigkeit. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M. 1781; Ders.: Beschreibung einer Reise aus Teutschland durch einen Theil von Frankreich, England und Holland. Breslau 1783, 2 Bde.

<sup>46</sup> „Deinen Bruder Fritz grüße von mir. Seinen Rat, Fichtes Abhandlung über den Glauben zu lesen, hätte ich befolgt, aber die schlimmen Augen. Ich konnte das Werk nicht unternehmen. Der ganze Fichte kommt hier mit Dank zurück; die Mutter hat ihn durchgelesen.“ (Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 18. April 1800. In: Weißenborn [Anm. 7], Nr. 21, S. 65).

<sup>47</sup> Vgl. Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 18. April 1800 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 18, S. 60 f.).

<sup>48</sup> Vgl. Friedrich Schlegel: „Über die Philosophie. An Dorothea“. In: *Athenäum*. Eine Zeitschrift, hg. v. August Wilhelm Schlegel/ Friedrich Schlegel. Bd. 2, 1799, St. 1, S. 1–38.

<sup>49</sup> Karoline von Günderode: „Ausgewählte Studien 2. An Dorothea“. In: Günderode (Anm. 23), Bd. 2, S. 278–281 (hier: S. 279 f.).

*Hyperion* liest sie voller Enthusiasmus: „Hier kommt Hyperion!“<sup>50</sup> Und, glaubt man Bettina von Arnim, so entdeckt Karoline im berühmten Sophokles-Motto des zweiten Bandes („Nie geboren zu sein, das übertrifft alles; doch wenn es so weit gekommen ist, dann ist es das bei weitem Zweitbeste, so schnell wie möglich dorthin zurückzu-kehren, woher man gekommen ist“<sup>51</sup>) den Schlüssel für ihren künftigen Umgang mit dem zeitlebens allgegenwärtigen Tod; sie resümiert: „Recht viel wissen, recht viel lernen, und nur die Jugend nicht überleben. – Recht früh sterben!“<sup>52</sup> Der Weg zur heroischen Selbstverwirklichung über träumerische Selbstentgrenzung war gebahnt; hatten schon Karolines Kenntnisse antiker Mythologie (etwa aus Ovid und Properz) in besagte Richtung gedeutet, so berichtet sie vom Krankenbett ihrer Schwester Charlotte aus an Gunda Brentano:

Vor einiger Zeit gelang es mir, mich in eine schöne erhabne Phantasiewelt zu schwingen, in Ossians halbdunkle Zauberwelt; aber die seligen Träume zerfließen [...] Ein pygmäisches Zeitalter, ein pygmäisches Geschlecht spielt jetzt, recht gut nach seiner Art.

Gestern las ich Ossians *Darthula*, und es wirkte so angenehm auf mich; der alte Wunsch, einen Heldentod zu sterben, ergriff mich mit großer Heftigkeit; unendlich war es mir, noch zu leben, unendlich, ruhig und gemein zu sterben. [...] Warum ward ich kein Mann! Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit. Nur das Wilde, Große, Glänzende gefällt mir. Es ist ein unseliges, aber unverbesserliches Mißverhältnis in meiner Seele; und es wird und muß so bleiben, denn ich bin ein Weib und habe Begierden wie ein Mann, ohne Männerkraft.<sup>53</sup>

Es sollte und musste nicht so bleiben: Karolines von Günderrode literarische Produktivität – tastend noch auf eine zunehmend ästhetisierte Briefkorrespondenz, einfache Nachdichtungen oder experimentierende Dramenfragmente abgestellt<sup>54</sup> – machte die familiäre Aus-

<sup>50</sup> Karoline von Günderrode: An Karoline von Barkhaus, 1. April 1800 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 20, S. 64). Zu den vorhergehenden Ausführungen vgl. v. a. Karolines von Günderrode ‚Lektüreliste‘ (Günderrode [Anm. 23], Bd. 3, S. 378–381) sowie folgende Briefstellen: Weissenborn (Anm. 7), Nr. 20 (An Karoline von Barkhaus, 1. April 1800), S. 64 [Schiller]; Nr. 12 f. (An Karoline von Barkhaus, 16.–18. Juli; 26. Juli 1799), S. 53–55 [Johann Gottfried Herder/ Jean Paul].

<sup>51</sup> Friedrich Hölderlin: „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ (Bd. 2, 1799). In: Jochen Schmidt (Hg.), Friedrich Hölderlin. *Hyperion u. a.* (Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe), Frankfurt a. M. 1994, Bd. 2, S. 104, 1043 [Übs. des Mottos].

<sup>52</sup> von Arnim (Anm. 9), S. 649.

<sup>53</sup> Karoline von Günderrode: An Gunda Brentano, 21. Oktober 1801/29. August 1801 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 37, S. 82; Nr. 35, S. 78 f.).

<sup>54</sup> Vgl. zu dieser frühen Phase literarischer Produktivität etwa die Ossian-Nachdichtung *Darthula* (entst. wohl 1801, publ. 1804; siehe Günderrode [Anm. 23], Bd. 3,

grenzungserfahrung wenigstens für erfüllte Augenblicke wett. Gerade weil sie den alltäglichen Lebensdruck immer öfter als bloße Außenseite unbundenen Literaturgenusses erlebte, hoffte Karoline von Günderrode bis zuletzt auf eine Überwindung des Zwiespalts von persönlichem Wollen und gesellschaftlichem Sollen, auch und gerade in sich selbst. Christa Wolf hat vollkommen recht, wenn sie schreibt: „Sie war lebens-, nicht todessüchtig.“<sup>55</sup>

#### 4. ... der (Männer-) Welt

Freilich: Das einmal erworbene Stigma der ‚sozialen Ausgrenzung‘ war so einfach nicht zu tilgen. Reflexion, Traum und Produktion – im Sinne der kulturanthropologischen Theoriebildung – trugen je öfter, je mühsamer über sich häufende Ausgrenzungserfahrungen hinweg; und diese wiederum forderten einen immer höheren Preis. Karoline von Günderrode, ihre eigene Situation nicht wenig beschönigend:

Ich male mir die Zukunft ganz genau aus und flüchte mich schon jetzt zu ihr, wenn es mir in der Welt nicht wohl ist. Ich trage meistens ein stilles Kämmerlein in meinem Gemüte herum, in diesem lebe ich ein eigenes, abgesondertes, glückliches Leben in dem Interesse und der Liebe zu irgend einem Menschen, einer Idee, einer Wissenschaft, oder einer Kunst, und weil ich mich dann gar zu viel in diesem traulichen Winkelchen aufhalte, bin ich blöd und fremd mit der Welt und den Menschen, und bleibe immer zu ungeschickt, sie zu behandeln, wie man sollte.<sup>56</sup>

Tatsächlich verhielt es sich folgendermaßen: Karoline von Günderrode war die Rolle des ‚widerständigen Opfers‘ nicht nur innerhalb der eigenen Familie, sondern auch im durchaus engen Kreis ihrer Hanner, Frankfurter und Heidelberger (Brief-) Freunde zugefallen. Zwischen 1799 und 1806 schenkten und entzogen ihr mit Friedrich Karl von Savigny, Clemens Brentano und Friedrich Creuzer nicht weniger als drei – einander entweder verpflichteter oder befreundeter

S. 68–73) oder das ‚ossianisierende‘ Dramenfragment *Mora* (entst. 1801/02, publ. 1804; siehe auch ebd., S. 90). Zur ihrer Interpretation vgl. etwa Amthor (Anm. 21), S. 56–62. Die Briefkorrespondenz Karolines von Günderrode wiederum verrät zunehmend stilisierende Züge; vgl. zur Diskussion v. a. Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. München 1987, SS. 75–84, 115–129, 179–209; Karin Zimmermann: Die polyfunktionale Bedeutung dialogischer Sprechformen um 1800. Exemplarische Analysen: Rahel Varnhagen, Karoline von Günderrode, Bettine von Arnim (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Bd. 1302). Frankfurt a. M. 1992.

<sup>55</sup> Wolf (Anm. 10), S. 64.

<sup>56</sup> Karoline von Günderrode: An Friedrich Karl von Savigny, 3. Januar 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 66, S. 114 f.).



oder verwandter – Mitglieder dieses Zirkels ihre Liebe; und mit Karoline von Barkhaus (1776–1849), Gunda Brentano-von Savigny (1780–1863), Lisette von Mettingh-Nees von Esenbeck (1783–1857), Susanne von Heyden (1775–1845), Bettina Brentano (1785–1859), Sophie Daub und Sophie Brentano-Mereau (1770–1806) begleiteten nicht weniger als sieben Freundinnen Karolines zwischenmenschliche Gehversuche, – intrigierend die einen, verbündet die anderen, bei entsprechendem Anlass gelegentlich auch die Fronten wechselnd. Mehr oder weniger affiziert beobachtend verhielten sich Leonhard Creuzer (1768–1844), Friedrich Schwarz (1766–1837), Achim von Arnim (1781–1831) und Christian Nees von Esenbeck (1776–1858).<sup>57</sup> Geborgenheit spendete dieser äußerlich homogene Kreis seinen Mitgliedern nicht; im Gegenteil: Ein engmaschiges Netzwerk aus verborgenen Eifersüchteleien, feinen Nadelstichen, maliziösen Unverschämtheiten und perfiden Kränkungen machte seinen Mitgliedern das Entkommen unmöglich. Nichts galt als Diskretion: Treuhänderisch anvertraute Briefe wurden erbrochen, erstellte Abschriften gleich ‚Corpora delicti‘ verwahrt. Mangelnde Vertraulichkeit zerstörte denn auch Karolines von Günderode erste Liebe zu Friedrich Karl von Savigny. Voller Begeisterung über ihre frische – angeblich einer unverwechselbaren charakterlichen Ähnlichkeit Savignys mit Karolines geliebtem Vater geschuldeten – Neigung unterrichtete diese ihre langjährige Brieffreundin Karoline von Barkhaus.<sup>58</sup> Savigny wiederum – von Karolines autodidaktisch erworbener Bildung und ihrer „republikanischen“ Auffassung des Geschlechterverhältnisses<sup>59</sup> wenigstens ebenso angetan wie verunsichert, außerdem durch seinen Studienfreund Friedrich von Leonhardi (1778–1839), eines Bruders der Karoline von Barkhaus, längst ins Bild gesetzt – beauftragte umgehend Leonhard und Friedrich Creuzer mit der Überprüfung Günderodescher Vermögensverhältnisse.<sup>60</sup> Schließlich heiratet er – nach einem gefühlsintensiven Briefwechsel mit Karoline und mehreren

<sup>57</sup> Zu den im Folgenden geschilderten Zusammenhängen vgl. außer den in Anm. 38 genannten Arbeiten bes. Licher (Anm. 21).

<sup>58</sup> Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 4. Juli 1799 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 9, S. 49 f.). Zu (angeblichen) charakterlichen Ähnlichkeiten zwischen dem Vater Karolines von Günderode und Friedrich Karl von Savigny vgl. Hille (Anm. 24), S. 36.

<sup>59</sup> Friedrich Karl von Savigny: An Karoline von Günderode, 8. Januar 1804 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 67, S. 115).

<sup>60</sup> „(N)och eine kleine Bitte: In Hanau wohnt eine Witwe von Günderode, über deren häusliche Verhältnisse, Kindererziehung pp. ich unterrichtet zu sein wünschte.“ (Friedrich Karl von Savigny: An Leonhard und Friedrich Creuzer, 1. Juli 1799. In: Weissenborn [Anm. 7], Nr. 8, S. 48 f.).

verpassten Gelegenheiten, sich zu erklären<sup>61</sup> – deren vermögende Freundin Gunda Brentano (17. April 1804). Karoline aber bat er nicht nur um ihre Vermittlung; er trug der Liebenden – unter Hinweis auf diverse Goethe-Texte – sogar recht unverblümt eine zukünftige Dreierbeziehung an.<sup>62</sup> Der unglücklich verheiratete Heidelberger Altphilologe Friedrich Creuzer (1771–1858) sollte später, nun seinerseits beraten von Savigny, ein ähnliches Angebot unterbreiten, jetzt unter Hinweis auf das antike Hetärenwesen.<sup>63</sup>

Karoline von Günderode aber saß in einer weiteren Dreieckskonstellation gefangen: Bis zuletzt verschrieben ihrer neuen Liebe zu Friedrich Creuzer, in der sie sich und eigene Selbstfindungsbemühungen wenigstens ernst genommen fühlte, dabei mit sich selber uneins und von missgünstigen FreundInnen belauert, überdies von ihrem wankelmütigen und lebensuntüchtigen Geliebten zwischen abenteuerlichen Fluchtplänen, depressiven Lamentos, gegenstandslosen Scheidungsabsichten und vorübergehenden Beziehungsaufkündigungen hin und her gezerrt, sollten sie die gesellschaftlichen Ausgrenzungsprozesse ein letztes Mal betreffen. Richtig erkannte ihre verbliebene Vertraute Susanne von Heyden: „Ich will dir Creuzers Brief schicken, [...] mir scheint nicht, als sehe er die Möglichkeit einer Vereinigung, nur ein Wunder kann euch zusammenführen, Tod oder Geld.“<sup>64</sup> Das taten

<sup>61</sup> Vgl. bes. Friedrich Karl von Savigny: An Karoline von Günderode, 14. Dezember 1803/ Karoline von Günderode: An Friedrich Karl von Savigny, 10. Januar 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 62, S. 108/ Nr. 68, S. 117 f.).

<sup>62</sup> „Wenn sich also so was findet, was von Natur Ihnen und mir gemein ist und nicht zugleich dem Gundelchen, so wird es wohl bleiben lassen, darüber zu herrschen, es wird von selbst vor der Türe stehen bleiben, nur daß es dann meine Sorge sein würde, es hereinzuführen zu uns [...]. Jetzt fehlt nur noch, daß auch Sie zwischen mir und dem Gundelchen ein Mittler zu sein unternehmen, der Entschluß wäre etwas heroisch, aber einen Republikaner wie Sie muß das gerade am meisten ansprechen.“ (Friedrich Karl von Savigny: An Karoline von Günderode, 8. Januar 1804. In: Weißborn [Anm. 7], Nr. 67, S. 116; die genannten Goethe-Verweise [auf *Werther*, *Clavigo*, *Hermann und Dorothea*] finden sich ebd. Nr. 62, S. 108). Karoline von Günderode reagierte einigermaßen ungehalten: „Wie boshaft! Wie ironisch! Wie abscheulich.“ (Karoline von Günderode: An Friedrich Karl von Savigny, 10. Januar 1804. In: ebd. Nr. 68, S. 118).

<sup>63</sup> „Ich muß Ihnen alles sagen. In Ihrem Besitz kannte ich keine Gränze. Sie sollten, so hoffte ich, noch mein *Weib* werden. Meine Frau sollte bei uns zu bleiben *wünschen* – als Mutter, als Führerin unseres Hauswesens – Frei und poetisch sollte *Ihr* Leben sein.“ (Friedrich Creuzer: An Karoline von Günderode, 4. Oktober 1804. In: Görtz [Anm. 22], S. 13). Dieses Modell idealer („Hetären“-) Liebe hatte Friedrich Schlegel entworfen; vgl. Friedrich Schlegel: *Über die Diotima* (1795). In: Ernst Behler (Hg.), Friedrich von Schlegel. Studien des Klassischen Altertums (Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 1), Paderborn u. a. 1979, S. 70–115.

<sup>64</sup> Susanne von Heyden: An Karoline von Günderode, 11. Oktober 1805 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 157, S. 254).

sie natürlich nicht; dennoch ergab sich Karoline von Günderrode so wenig der Resignation, der Anpassung, der Rebellion – im Sinne kulturanthropologischer Theoriebildung –, wie Jahre zuvor Clemens Brentanos (1778–1842) dreisten Annäherungsbemühungen rein sexuellen Inhalts.<sup>65</sup> Von der folgenden Zurückweisung empfindlich getroffen, begann er im Freundeskreis perfide Kränkungen auszustreuen:

Große Handlungen eines Weibes sind mir immer durchaus fatal gewesen, wenn sie nicht von dem Geschlechtstrieb oder der Mütterlichkeit ausgehen, das Weib kann nie menschlich groß sein, ohne mir das ekelhafte Geheimnis der Unfruchtbarkeit zu verraten.<sup>66</sup>

Und nach dem Scheitern einer neuerlichen Annäherung weiß Friedrich Creuzer aus Heidelberg Folgendes zu berichten:

Clemens Urteil [über *Gedichte und Phantasien*, von Tian sowie die zugehörige Rezension; Anm. des Verf.] lief darauf hinaus: „Du habest gar keine Poesie.“ Und die Mereau meinte: „Du seist zwar nicht fähig, Originales hervorzubringen, wohl aber, die großen Ideen unserer Zeit, die Dich begeistert, gebildet auszusprechen“.<sup>67</sup>

Wenige Monate zuvor hatte Clemens Brentano die *Gedichte und Phantasien* noch enthusiastisch gelobt: „(K)ein Weib hat noch so geschrieben, denn empfunden.“<sup>68</sup> Karoline von Günderrode kommentiert:

Alles war gut, was geschaffen war, sagt die Heilige Schrift, warum war es dann der Mensch nicht? [...] Dies erfüllt mich mit Trauer. Seine Empfindungen und Wünsche am Altare der Notwendigkeit oder der Sitte schlachten, das nennt man Tugend. Sich stückweise selbst morden ist also Tugend.<sup>69</sup>

Sie hatte die Mechanismen sozialer Ausgrenzung offenkundig nicht zu durchschauen vermocht. Gerade weil die zeitgenössische (Männer-) Welt mit Johann Wolfgang Goethe (und seiner *Leonore*-Figur) von

<sup>65</sup> „Öffne Deine Adern nicht, Günderrödchen, ich will sie Dir aufbeißen.“ (Clemens Brentano: An Karoline von Günderrode, April 1802. In: Weißenborn [Anm. 7], Nr. 41, S. 87 f.).

<sup>66</sup> Vgl. Clemens Brentano: An Gunda Brentano, Mitte Januar 1803 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 45, S. 92).

<sup>67</sup> Friedrich Creuzer: An Karoline von Günderrode, 17. Oktober 1804 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 99, S. 169).

<sup>68</sup> Diese Äußerung Clemens Brentanos erwähnt Bettina Brentano; vgl. Bettina Brentano: An Karoline von Günderrode, April 1804 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 75, S. 129).

<sup>69</sup> Karoline von Günderrode: An Claudine Piautaz, April 1804 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 74, S. 126 f.).

der geschlechtsspezifischen Trennung zwischen ‚freiheitlicher‘ Männer- und ‚sittlicher‘ Frauensphäre überzeugt war<sup>70</sup>, konnten Karolines von Günderrode heroisch inspiriertem ‚Freiheits-Streben‘ – im selbstverständlich illegitimen Umkehrschluss – unmoralische Angebote dieser Anzahl entwachsen. Freilich sah sich die Autorin gegen dergleichen Angriffe mittlerweile durch ihr literarisches Wissen um eine aufklärerisch begriffene ‚Republik des Geistes‘ gewappnet. Und dort duldete sie – anders als im ‚gemeinen Leben‘ und ganz im Sinne des zitierten Schlegel-Exzerptes – weder Geschlechterdifferenz noch verklausulierte Erotik noch unverstelltes Begehren. Schließlich zählte in dessen auch der von Goethe so arg gescholtene *Woldemar*-Roman Friedrich Heinrich Jacobis (1743–1819) zur mehrfach wiederholten Lieblingslektüre.<sup>71</sup> So wie dort imaginiert, nämlich heroisch sublimativ und mustergültig egalitär, wünschte sie in ihrer ‚Republik des Geistes‘ zu leben. Clemens Brentano antwortet sie vielsagend:

Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, meine Gedichte drucken zu lassen, wollen Sie wissen? Ich habe stets eine dunkle Neigung dazu gehabt [...] und noch habe ich es nicht bereut, denn immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden.<sup>72</sup>

Goethes Werke, obschon nicht selten um die ebenso geschätzte wie verhängnisvoll erfahrene Dreierkonstellation herum verfasst, scheitern daher an ihrem heroischen Anspruch: *Tasso* (aus dem gleichnamigen Stück) ein zerquälter Tunichtgut und Fernando (aus *Stella*) eine rückgratlose Konsensfigur. Dagegen setzt sie auf Friedrich Schillers lyrische und dramatische Werke: Nicht ohne gestische Symbolkraft verbringt sie einen der verschwindend wenigen Abende unge-

<sup>70</sup> „Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer / Das zarte leicht verletzliche Geschlecht. / Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie, / Und wo Frechheit herrscht, da sind sie nichts. / Und wirst du die Geschlechter beide fragen: / Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ (Johann Wolfgang Goethe: *Torquato Tasso*. 2. Akt, 1. Szene [1790]. In: Karl Richter (Hg.), Johann Wolfgang von Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens (Münchner Ausgabe), München 1990, Bd. 3/1, S. 454).

<sup>71</sup> Vgl. Karoline von Günderrode: An Karoline von Barkhaus, 30. Dezember 1799 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 16, S. 58). F. H. Jacobis Roman war 1779 erstmals und 1794/1796 doppelt überarbeitet erneut erschienen; vgl. Friedrich Heinrich Jacobi: *Woldemar*. Königsberg 1794/ 1796, 2 Bde.

<sup>72</sup> Karoline von Günderrode: An Clemens Brentano, 10. Juni 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 85, S. 151).

störten Zusammenseins mit Friedrich Creuzer im Mannheimer Schauspielhaus, um die dortige Aufführung der Schillerschen *Jungfrau von Orleans* (1802) zu besuchen (Ende September 1804). Heroen (in männlicher und weiblicher Gestalt) gelten mit Vorliebe ihre lyrischen und dramatischen Experimente, Heroinnen zeigen ihre eigenhändigen Textillustrationen.<sup>73</sup> Der langjährige Freund Friedrich Karl von Savigny widerrät der heroischen Manier vehement:

Ich wiederhole es, Dein Geschmack an Schriftstellern, zum Beispiel an Schiller hängt damit zusammen. Denn was ist das charakteristischste an diesem als der Effekt durch eine deklamatorische Sprache, welcher keine korrespondierende Tiefe der Empfindung zugrunde liegt?<sup>74</sup>

Die neue Liebe ist grundsätzlich Savignys Meinung; dennoch druckt Friedrich Creuzer Karolines Dramenfragmente in seiner eigentlich philologisch orientierten Zeitschrift *Studien*.<sup>75</sup> Auf keinen fruchtbaren Boden fallen Karolines von Günderrode – wiederum von Friedrich Schlegel inspirierte – Philosophiestudien (namentlich der Identitätsphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schellings).<sup>76</sup> Clemens Brentano wird nicht müde, im Freundeskreis dagegen zu wettern; Friedrich Creuzers Promovent Karl Philipp Kayser (1773–1827) etwa überliefert folgende Szene und – nebenbei bemerkt: einzig glaubwürdige, weil unangelegentliche – Beschreibung Karolines von Günderrode:

Fräulein Günderrode ist durch Anspruchslosigkeit und Einfachheit liebenswert. Nach Brentanos Versicherung ist sie eine tiefe Denkerin und liest viel. Aber aus ihrem Umgange war dieses nicht abzunehmen, so wenig legte sie ihren Kram aus und zierte sich doch auch nicht. Was ihre Gestalt anlangt, so ist sie groß, wohlgewachsen, nicht gerade schön, aber auch nicht häßlich. Als Brentano ihr das Lesen des Schelling verwies, sagte sie, sie müsse Ideen haben.<sup>77</sup>

<sup>73</sup> Vgl. entsprechende Abbildungen in: Günderrode (Anm. 23), Bd. 3, S. 252 f.

<sup>74</sup> Friedrich von Savigny: An Karoline von Günderrode, 29. November 1805 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 171, S. 256).

<sup>75</sup> Vgl. [Karoline von Günderrode:] Udhla, in zwei Acten. Von Tian – Magie und Schicksal, in drei Acten. Von Demselben [sic!]. In: Studien, hg. v. Carl Daub/ Friedrich Creuzer. 1805, Bd. 1, SS. 363–401, 403–461.

<sup>76</sup> „Zugleich dankte ich dem Schicksal, daß es mich so lange hatte leben lassen, um etwas von Schellings göttlicher Philosophie zu begreifen, und was ich noch nicht begriffen zu ahnen; und daß mir wenigstens vor dem Tode der Sinn für alle himmlischen Wahrheiten dieser Lehre aufgegangen sei [...].“ (Karoline von Günderrode: An Friedrich Creuzer, 22. März 1805. In: Weißborn [Anm. 7], Nr. 121, S. 205 f.).

<sup>77</sup> Karl Philipp Kayser: Tagebucheintrag, 5. August 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 93, S. 160).

Karoline von Günderode widerstand dem genauso wie Angriffen auf ihre angeblichen ‚Träumereien‘ nach einem nervösen Fieber Bettina Brentanos<sup>78</sup>, das die gesammelte Freundesrunde dem schädlichen Einfluss Karolinischen Unterrichts in Philosophie und Universalgeschichte zuschreibt: „Schwarz findet bedenklich, daß ich der neuen Philosophie anhänge, soll ich mich entschuldigen über das, was ich vortrefflich in mir finde? Ich verstehe nicht.“<sup>79</sup> Karoline versteht nicht, sie widersteht.

### 5. ... des (literarischen) Zeitgeschmacks

Nichtsdestoweniger hatte sie der tyrannische Zeitgeschmack in literarischen Fragen ein weiteres Mal zum ‚widerständigen Opfer‘ sozialer Ausgrenzungsprozesse gestempelt: Philosophische Reflexion, wirklichkeitsenthobenes Traumleben und sentimentalisch-idealistisch orientierte Produktivität sollte einem weiblichen Autor aus völlig durchsichtigen Gründen medizinischer, anthropologischer und intellektueller Natur nicht gestattet sein. ‚Naturpoesie‘ in Brief- und Gedichtform galt als einziges Betätigungsfeld einer schriftstellernden Frau. Unmissverständlich bringt der verdeckt feindselige Rezensent des spätaufklärerisch orientierten Magazins *Der Freimüthige oder Ernst und Scherz* die entsprechende Forderung auf den Punkt:

Die Anmuth und Reinheit der Sprache, manche sehr gelungene Stelle, manche schöne edle Gefühle und Ideen – (obgleich selten oder nie originelle; mancher hat Reminiszenzen und hält sie für Originalideen!) lockten freundlich zum Weiterlesen; [...] möge sie [die Verfasserin der *Gedichte und Phantasien*, Anm. des Verf.] sich nie gewaltsam heben, nie in die Tiefen einer finstern Mystik versinken und lieber in der ihr eignen Sphäre des innigen Gefühls, der schönen und zarten Darstellung bleiben: sie wird desto reizender dichten, je freier sie es tut.<sup>80</sup>

Aus dem Munde des Rezensenten mochte das noch angehen; leider vertraten die Mitglieder ihres Freundeskreise aber die nämliche Auffassung: Nichts anderes als den unweiblichen Verzicht auf die Produktion von ‚Naturlyrik‘ wollte Brentano mit seinem zitierten Diktum geißeln, Karoline von Günderode habe keine Poesie; und nichts anderes ironisiert Sophie Brentano-Mereau – selbst eine durchaus be-

<sup>78</sup> Vgl. von Arnim (Anm. 9), S. 361 f.

<sup>79</sup> Karoline von Günderode: An Friedrich Creuzer, 15. September 1805 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 147, S. 241).

<sup>80</sup> [Anonymus:] „Literarischer Beitrag aus Frankfurt am Mayn.“ In: *Der Freimüthige oder Ernst und Scherz*, hg. v. August von Kotzebue/ Garlieb Merkel. Jg. 1804, Nr. 97 (vom 15. Mai 1804), S. 385.

achtete (Natur-) Dichterin jener Tage<sup>81</sup> – wenn sie, wie gleichfalls zitiert, von Karolines (kunsthandwerklicher) Geschicklichkeit auf dem Gebiet der Ideen-Dichtung spricht. Selbst ihre langjährige Vertraute Lisette Nees von Esenbeck – wie Karoline selbst von Jugend an literarisch und philosophisch interessiert – schlägt in besagte Kerbe: „Von allen deutschen Dichtern dürftest Du in diesem Geiste, keinen lesen als Tieck, [...] Goethe und Novalis.“<sup>82</sup>

Aus anderen Gründen, aber mit dem nämlichen Ergebnis halten selbst noch weite Teile der neueren Forschung an dem Verdikt gegen Karolines von Günderrode so genannte ‚Ideen‘-Dichtung fest. Ihre Briefe – obwohl eher ästhetische Konstrukte denn unverstellte Äußerungen weiblicher Subjektivität<sup>83</sup> – mochten ja noch angehen. Ähnliches gilt von gern zitierten Lyrik-Beispielen im romantischen Geiste bequem kommensurabler Natur: „Hochroth. – Du innig Roth / Bis an den Tod / Soll meine Lieb dir gleichen / Soll nimer bleichen, / Bis an den Tod / Du glühend Roth / Soll sie dir gleichen.“<sup>84</sup> Wirklich irritiert vor einem angenommenen Hintergrund romantizistischer Ästhetik aber nicht nur die blässliche Gedankenfülle ihrer Dramenexperimente; diese könnte – von gewechselter Warte aus betrachtet – immerhin noch auf das Drama der Jahrhundertwende voraus weisen, wie Gerhard Schulz völlig richtig betont.<sup>85</sup> Die heroisch-martialische Zurüstung so manchen Gedichts mit Stoffen aus beinahe allen Welt- und Kulturgegenden dagegen fällt völlig aus dem gesteckten Rahmen. Hannelore Schlaffer jedenfalls, einigermaßen unversöhnlich, vermutet

<sup>81</sup> Vgl. hierzu etwa Bettina Bremer: „Sophie Mereau. Eine exemplarische Chronik des Umgangs mit Autorinnen des 18. Jahrhunderts.“ In: Athenäum 5, 1995, S. 389–423 [Forschungsbericht]. Noch gescheiterte Publikationsversuche nicht-‚naturpoetischer‘ Art kehrte Sophie Brentano-Mereau unter dem Einfluss ihres sozialen Umfeldes gegen sich selbst: Die Ablehnung eines Übersetzungsmanuskriptes kommentierte sie angeblich mit den Worten, „dies Werk könne von keinem Weibe übersetzt werden.“ (Friedrich Creuzer: An Karoline von Günderrode, 30. Januar 1806. In: Görtz [Anm. 22], S. 154).

<sup>82</sup> Lisette Nees von Esenbeck: An Karoline von Günderrode, 17. April 1805 (Preitz [Anm. 22], Bd. I, S. 266 f.).

<sup>83</sup> Vgl. Anm. 54.

<sup>84</sup> Karoline von Günderrode: *Hochroth* (entst. 1803). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 381. Als herausragendes Beispiel Günderrodescher Lyrik zuletzt zitiert bei: Schröder (Anm. 24), S. 764.

<sup>85</sup> „Die lyrische Sprache der Günderrode erweist überhaupt große Affinität zum Ästhetizismus der neuromantischen Dichtung um 1900. In ihren Dramoletts und lyrischen Szenen scheinen Hofmannsthals kleine Dramen vorgebildet zu sein [...]“ (Gerhard Schulz: *Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration*. 1. Teil [Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 7/1]. München 1983, S. 642–646 [hier: S. 645].)

– wie viele andere Literaturwissenschaftler auch – eher modischen Putz denn dichterisches Experiment:

Den Mythen entsprechend wechselt die Szenerie ihrer Dichtungen fortwährend, der Geist der Autorin zieht von Weltteil zu Weltteil und von Volk zu Volk: von den Kelten (Darthula) nach Skandinavien (Mora), ins Osmanische Reich (Musa) und nach Persien (Die Erscheinung), dann wieder nach Arabien, nach Mekka und in die Wüste (Mahomed) und zurück nach Island, um schließlich in Smyrna, Persien und Indien (Geschichte eines Braminen) anzuhalten. Den Schauplätzen ist lediglich gemein, daß sie nicht von dieser Welt sind, von der nämlich, in der die Günderrode physisch und intellektuell lebt, der modernen europäischen Kultur. Die Apartheit des Sujets garantiert den Anschein des Poetischen, der Klang exotischer Namen [...] überzieht als lyrische Melodie den Text.<sup>86</sup>

Für Karoline von Günderrode musste sich die Sachlage mit einiger Wahrscheinlichkeit anders darstellen. Hannelore Schlaffers doppelter Einwand wider mangelnde Originalität und exotische Stofffülle etwa erledigt sich mit Blick auf die Ästhetik der Autorin relativ rasch: Im Geiste der Schlegelschen Konzeptionen „progressiver Universalpoesie“ oder „Neuer Mythologie“ erblickte sie ihre schriftstellerische Aufgabe im originellen Um- und Weiterdichtungs-, nicht im original-genialen Schöpfungsprozess<sup>87</sup>; und im Sinne der Schillerschen „Ideen-Dichtung“ (zumal ihrer persönlichen identitätsphilosophischen Lesart) hatte sie geradezu die Pflicht, der Gültigkeit ihrer Haupt-Idee – nämlich der Darstellung des entweder scheiternden oder gelingenden Selbstfindungsprozesses sozial ausgegrenzter Individuen – in möglichst vielen historischen, mythischen oder kulturellen Spielarten nachzuspüren. Schließlich wollte die „Idee produktiv bebildert sein, ihr zum Argument wider die familiären, (männer-)weltlichen und (literarisch) zeitgeschmäcklerischen Ausgrenzungsmechanismen, anderen zur poetischen Anregung.“

Schwieriger steht es allerdings, nicht zuletzt der komplizierten Werkchronologie wegen, um eine stimmige Beschreibung der eigen-

<sup>86</sup> Günderrode (Anm. 1), S. 134 f.

<sup>87</sup> Ihre Kenntnisse beider Konzepte verdankte Karoline von Günderrode der *Athenäums*-Lektüre; Vgl. Anm. 49 sowie [Friedrich Schlegel u. a.:] *Fragmente*. In: *Athenäum* 1, 1798, St. 1, S. 28–30; Ders.: *Gespräch über die Poesie. Rede über die Mythologie*. In: ebd. 3, 1800, St. 1, S. 94–105. Dem Dichter Friedrich Schlegel stand Karoline von Günderrode jedoch äußerst skeptisch gegenüber; vgl. Lisette Nees von Esenbeck: *An Karoline von Günderrode*, 17. April 1805 (Pretz [Anm. 22], Bd. I, S. 267).



tümlichen Poetologie Karolines von Günderrode.<sup>88</sup> Bei aller gebotenen Vorsicht mag es vielleicht aber trotzdem angehen, drei Phasen der siebenjährigen Autorinnen-Existenz Karolines zu unterscheiden: Eine erste Phase ihrer sentimentalisch-idealistischen Poesie ließe sich als ›heroische Dichtung‹ im engeren Sinne begreifen; gerne findet dort eine autonom selbstgewisse Hauptfigur (wie die *Darthula*- oder *Hildgund*-Gestalt ihrer Dramen respektive der *Brutus* eines frühen Gedichts<sup>89</sup>) den unbefragten Tod oder sie sucht – wenigstens ebenso selbstgewiss – ein Leben in genügsamer Isolation. Dementsprechend heißt es gegen Ende der *Geschichte eines Braminen*, 1805 in Sophies von LaRoche Erbauungsbuch *Herbsttage* veröffentlicht und später bezeichnenderweise von Hermann Hesse (1877–1962) hoch geschätzt: „Und ich werde nimmer diese Hütte, diese Palmen, diesen Strom verlassen; ich bin hierher gebannt wie in Zauberkreisen, und der Friede weicht nicht von mir. Tiann“<sup>90</sup> Die mittlere Phase ihrer schriftstellerischen Produktion – von der ersten vor allem unterschieden durch die Einflüsse der Schellingschen Identitätsphilosophie (seit Anfang 1804) – könnte dagegen mit ‚spekulativer Dichtung‘ überschrieben werden: Alle aufgeklärt-autonome Selbstgewissheit der Figuren (und des fiktiven Ichs) in selbstgewählter Einsamkeit oder gezielt gesuchtem Tod hat sich verloren zugunsten grüblerisch-zerquälter, weil dialektisch angelegter Suche des vereinsamten Individuums nach dem erfüllten Augenblick höchster Bewusstheit: Daran scheitert ihr Dra-

<sup>88</sup> Die Poetologie Karolines von Günderrode ist noch immer nicht zureichend analysiert, vielfach eher ignoriert worden; vgl. aber immerhin Licher (Anm. 21), S. 397–458 (*Der Entwurf*); Wägenbaur (Anm. 21); Amthor (Anm. 21). Dagegen folgt K. F. Hilliard ‚erlebnispoetischen‘ Interpretationsbahnen, erklärt Johann Wolfgang Goethe zu einem ‚bevorzugten‘ Autor Karolines von Günderrode und gelangt unter solchen Maßgaben auf den jovialen Standpunkt: „Günderrode möchte die Goethesche Lyrik romantisieren und feminisieren, bildlich gesprochen also in den Orient zurückführen.“ (K. F. Hilliard: „Orient und Mythos. Karoline von Günderrode“. In: Frauen. MitSprechen, MitSchreiben [Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 49], hg. v. Marianne Henn u. a. Stuttgart 1997, S. 244–255).

<sup>89</sup> Vgl. Karoline von Günderrode: *Darthula* nach Ossian (entst. 1801/02; publ. 1804); *Hildgund* (entst. 1802/1803; publ. 1805); *Brutus* (entst. 1801). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, SS. 11–17, 87–102, 374. Hierher gehören auch die politisch deutbaren Gedichte Karolines von Günderrode (*Buonaparte in Egypten* u. a.); siehe dazu die – gelegentlich etwas überzogene Analyse – von Licher (Anm. 21).

<sup>90</sup> Karoline von Günderrode: *Geschichte eines Braminen* (entst. wohl 1803; publ. 1805). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 303–314 (hier: S. 314). Siehe auch Anm. 39, 82. Das Pseudonym *Tian* könnte – laut Karolines von Günderrode ‚Studienbuch‘ (vgl. Günderrode [Anm. 23], Bd. 2, S. 414) – auf das „Ganze, oder das höchste Wesen“ chinesischer Religion verweisen; dies mutmaßte bereits Kastinger-Riley (Anm. 16), S. 200, Anm. 29.

menheld *Mahomed* aus der zweiten Textsammlung *Poetische Fragmente* (1805), das gelingt ihrer Figur *Piedro* der gleichnamigen Ballade.<sup>91</sup> Noch das erzählerische Ich ihrer Traumvision *Ein apokaliptisches Fragment* macht diese glückende Erfahrung:

15. Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht tausende, es ist Eins und alles; es ist nicht Körper und Geist geschieden, daß das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist Eins, gehört sich selbst, und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, und sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.<sup>92</sup>

Und eine derartige Stimmung artikuliert auch Christa Wolfs Lieblingsgedicht:

Liebe.  
O reiche Armuth! Gebend, seliges Empfangen!  
In Zagheit Muth! in Freiheit doch gefangen.  
In Stummheit Sprache,  
Schüchtern bei Tage,  
Siegend mit zaghaftem Bangen.

Lebendiger Tod, im Einen sel'ges Leben  
Schwelgend in Noth, im Widerstand ergeben,  
Genießend schmachten,  
Nie satt betrachten  
Leben im Traum und doppelt Leben.<sup>93</sup>

Eine letzte Phase nunmehr ‚symbolischer Dichtung‘ schließlich bezeichnet ihre ungedruckt gebliebene Sammlung *Melete, von Ion*<sup>94</sup>; von Friedrich Creuzer vermittelte Heraklit- und Plotinkenntnisse überführten Karolines von Günderrode Poetologie des erfüllten Au-

<sup>91</sup> Vgl. Karoline von Günderrode: *Mahomed, der Prophet von Mekka* (entst. 1804; publ. 1805); *Piedro* (entst. 1804; publ. 1805). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, SS. 110–200, 103–105. Siehe hierzu bes. Ingeborg H. Solbrig: „Die orientalische Muse Meletes. Zu den Mohammed-Dichtungen Karoline von Günderrodes“. In: *SchillerJb.* 33, 1989, S. 299–322.

<sup>92</sup> Karoline von Günderrode: *Ein apokaliptisches Fragment* (entst. 1804; publ. 1805). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 52–54 (hier: S. 54). Deutlich verweist die Nummerierung der einzelnen Textabsätze dabei auf das zugrunde liegende Konzept einer Fragmentarisierung jedweder Erfahrung und der Augenblickshaftigkeit erfüllter Erfahrung.

<sup>93</sup> Karoline von Günderrode: *Liebe* (entst. 1804; publ. 1804). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 79. Vgl. Wolf (Anm. 10), S. 21.

<sup>94</sup> Siehe zum Schicksal der Druckbögen, zum Titel (gewidmet der „sinnenden Muse“) und zum Pseudonym (deutbar sowohl auf den Rhapsoden des gleichnamigen Platon-Dialoges als auch auf die Hauptfigur des umstrittenen *Ion*-Dramas August Wilhelm Schlegels aus dem Jahre 1803 oder auf Ionien, „der Poesie Vaterland“) die Dokumentation in Günderrode (Anm. 23), Bd. 3, S. 163–172 (Zitat ebd., S. 167).

genblicks höchster Bewusstheit endgültig in die träumerische Identität mit dem höchsten Unbewussten diesseits wie jenseits des Todes.

Ich kehre in mich selbst zurück und schaffe mir eine andre Welt; leichte Träume umschweben mich, mein Bewußtsein verliert sich in der Betrachtung. So mag es einem Sterbenden sein, das Bewußtsein wird immer schwächer und unterbrochener; Träume umhüllen es immer dichter und vermählen sich mit den Gestalten der Wirklichkeit, bis diese ganz schwinden und der Träumer zum Traum wird. [...] (I)n Träumen ist die Ewigkeit [...].<sup>95</sup>

Sie war an ein dichterisches, denkerisches, neuerlich selbstgewisses Ende gelangt:

Ich habe alles erfahren was ich ihnen sage, ich hatte ihren Zustand, aber in höhern Grade. Ich habe mich durch den Aberglauben u den Zweifel durchgearbeitet, u bin zum Glaube zurückgekehrt, auch sie müssen glauben, denn alles ist ja glaube, auch die neueste u würdigste Philosophie kehrt zum Glaube.<sup>96</sup>

Noch die ewig virulente Geschlechterproblematik hatte sich gelöst: Männliche Rollenspiele, geübt in Privataufführungen und Briefwechseln, hatten sie seit frühester Jugend begleitet<sup>97</sup>, Bettina Brentano galt sie als „Günther“.<sup>98</sup> Friedrich Creuzer nannte sie zu Zwecken denkbar ungeschicktester Tarnung „Freund“, sich gelegentlich selbst in den Bezeichnungsstricken verfangend: „Ich nenne ihn [den Freund, Karoline; Anm. des Verf.] manchmal einen Engel, wenn ich vergesse, daß er ein Mann ist, wie ich.“<sup>99</sup> Sie selbst agierte wenigstens in ihren schriftstellerischen Versuchen konsequenter: Wo in der ‚heroischen Phase‘ ihrer Dichtungen eine weibliche ‚Heroide‘, eine ‚männliche Göttin‘ als Frau (*Hildgund*) oder verkleideter Mann (*Mora*) der (Männer-) Welt ein leuchtendes Vorbild gab, da agieren in der ‚spekulativen Phase‘ Frauen in Männergestalt. Artistisch umspielt, entsteht so einer der ersten offen homoerotischen Texte – aus der Feder einer Frau:

<sup>95</sup> Karoline von Günderrode: An Claudine Piautaz, April 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 74, S. 126).

<sup>96</sup> Karoline von Günderrode: *Die Vortreflichkeit ist ein Ganzes ...* (entst. wohl 1804). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 436.

<sup>97</sup> Vgl. Lisette von Mettingh: An Karoline von Günderrode, Sommer 1800 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 24, S. 68 f.).

<sup>98</sup> Vgl. Bettina Brentano: An Karoline von Günderrode, April 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 75, S. 128).

<sup>99</sup> Friedrich Creuzer: An Caroline von Günderrode, 23. Januar 1806 (Görtz [Anm. 22], S. 149).

## Piedro

[...]

Piedro will sich von ihm reißen,  
Doch mit sehnsuchtsvollem Blick  
Und mit heißen Liebesküssen  
Hält der Knabe ihn zurück.

Freudig, daß er sie befreiet,  
Tritt die Braut zu Piedro hin,  
Will ihn trösten, will versuchen,  
ob die bösen Träume fliehn.

Und sie neigt sich zu ihm nieder,  
Ruft des Theuern Namen laut.  
Er erwacht und mit Entsetzen  
Wendet er sich von der Braut.

[...]<sup>100</sup>

Die letzte ‚symbolische Phase‘ schließlich negiert Geschlechtsunterschiede im ‚Reich des Traumes‘ überhaupt. Ob *Malabrische Witwe* oder mythische *Adonis*-Gestalt, immer gilt: „Zur süßen Liebesfeyer wird der Tod, / Vereinet die getrennten Elemente, / Zum Lebensgipfel wird des Daseins Ende.“<sup>101</sup> Statt der egalitären ‚Republik des Geistes‘, verpflichtet den Gesetzen der Poesie, wählte Karoline von Günderrode zuletzt das elitäre ‚Reich der Traumes‘, verpflichtet niemandem sonst als den unsterblichen Elementen.

So giebt jeder Sterbende der Erde ein erhöhteres, entwikelteres Elementarleben zurück welches sie in aufsteigenden Formen fortbildet [...]. So wird die Allheit lebendig durch den Untergang der Einzelheit, und die Einzelheit lebt unsterblich fort in der Allheit deren leben sie lebend entwikelte, und nach dem Tode selbst erhöht und mehrt; und so durch leben und sterben die Idee der Erde realisiren hilft. Wie also auch meine Elemente zerstreut werden mögen, wenn sie sich zu schon lebendem gesellen, werden sie es erhöhen, wann zu dem dessen Leben noch dem Tod gleicht, so werden sie es beseelen.<sup>102</sup>

<sup>100</sup> Karoline von Günderrode: *Piedro*. In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 104 f.

<sup>101</sup> Karoline von Günderrode: *Die malabrischen Witwen* (entst. 1806). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 325. Auf ähnlich ‚symbolische‘ (und gerade nicht ‚mythopoeische‘ Art; vgl. dagegen Simonis [Anm. 21]) deutet Karoline von Günderrode auch den Adonis-Mythos: „Tod den Raub muß wiedergeben, / Leben wiederkehrt zum Leben.“ (Karoline von Günderrode: *Adonis Todtenfeyer* [entst. 1806]. In: Günderrode [Anm. 23], Bd. 1, S. 321 f. [hier: S. 322].)

<sup>102</sup> Karoline von Günderrode: *Idee der Erde* [entst. 1805/1806]. In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 446–449 (hier: S. 447).

Eines aber war Karoline von Günderrode geblieben: das ‚widerständige Opfer‘, bis zur bitteren Neige lebens-, nicht todessüchtig. „Sie geht aus dem Nicht-Leben, nicht aus dem Leben.“<sup>103</sup>

## 6. ... eines spektakulären (Frei-) Todes

Der Rest wäre eigentlich Schweigen: Das ‚widerständige Opfer‘ wurde ein für allemal ausgegrenzt. Friedrich Creuzer – ein weiteres Mal mit dem Gedanken an die Trennung des Verhältnisses beschäftigt – besucht Karoline ein letztes Mal am 28. und 29. Juni 1806 in ihrer Frankfurter Stiftswohnung; statt zur beabsichtigten Trennung kommt es jedoch wenig später zu einer lebensbedrohlichen Erkrankung Friedrich Creuzers in Heidelberg (16. Juli 1806). Sein und Carolines Freundeskreis handelt: Der evangelische Heidelberger Theologe Karl Daub nötigt Creuzer auf dem Krankenbett sein – angeblich gesundheitsförderliches – Einverständnis zur Trennung ab; den Rest erledigt er per Brief und Siegel selbst. Über die Günderrode-Vertraute Susanne von Heyden will er den Brief unter Aufsicht zustellen lassen. Karoline aber – zum Ferienaufenthalt bei Familie Servièrre in Winkel – gerät aufgrund misslicher Umstände in dessen Besitz, liest ihn und begibt sich ohne jedes Zeichen von Unruhe auf einen Spaziergang an den Rhein. Abends vermisst und sofort gesucht, wird Karoline von Günderrode am Morgen des 28. Juli 1806 tot am Ufer des Rheins aufgefunden, von eigener Hand erdolcht. Sie war 26 Jahre alt geworden. Im Freundeskreis bricht Panik aus: Friedrich Creuzer wird die Nachricht verschwiegen. Die im Druck befindliche Textsammlung *Melete* soll vernichtet werden; aufgrund der Geldnot eines Buchdruckers bleibt das meiste jedoch erhalten. Die Briefe finden ein gnädigeres Schicksal: Man befürchtet eine Duellforderung des Bruders von Karoline und gedenkt sie zu deren Abwendung als Beweismaterial zu benutzen; Karolines Bruder jedoch wird von der gemeinsamen Mutter aus einsichtigen Gründen heraus anders instruiert. Bis gegen Jahresende haben sich selbst die journalistischen Wogen geglättet.<sup>104</sup>

Karoline leistet ein letztes Mal Widerstand. Mit Friedrich Creuzers vergangenem Besuch war ihr wohl eine Ahnung geblieben. „Nach mir fragst du [Lisette Nees, Anm. des Verf.]? Ich bin eigentlich lebensmüde, ich fühle, daß meine Zeit aus ist, und daß ich nur fortlebe durch einen Irrtum der Natur; dies Gefühl ist zuweilen lebhafter in

<sup>103</sup> Wolf (Anm. 10), S. 64.

<sup>104</sup> Vgl. zu den geschilderten Zusammenhängen die in Anm. 38 genannten Arbeiten.

mir, zuweilen blässer.“<sup>105</sup> Endgültig geriet ihr das Leben zur bloßen Außenseite der Literatur: Sie inszenierte ihren Tod genauso, wie sie um die formale Vervollkommnung ihrer Werke mit größerem oder geringerem Erfolg gerungen hatte. Einen Dolch beispielsweise besaß sie seit Jahren; und in ihren Werken hatte sie ihn früh zum Instrument der Freiheit gestempelt. „So opferte der Freiheit seinem Gotte, / Ein wahrer Priester, Brutus selber sich, / doch wer ihm stirbt, der lebt in seinem Gotte.“<sup>106</sup> Für sich selbst wiederum hatte sie in Winkel bereits seit längerem ein Grab erworben<sup>107</sup> und die Grabinschrift gemäß ihren poetischen Leitlinien formuliert:

Erde, Du meine Mutter, und Du mein Ernährer der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und Du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend; lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl.<sup>108</sup>

Auf den indischen Dichter Barthruherri ging sie zurück, von Adam Olearius war sie 1696 nach Europa und durch Herders Übersetzung 1792 in den deutschen Sprachraum gelangt.<sup>109</sup> Karoline von Günder-

<sup>105</sup> Vgl. Karoline von Günderrode: An Lisette Nees von Esenbeck, Juli 1806 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 222, S. 334).

<sup>106</sup> Karoline von Günderrode: *Brutus*. In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 374; vgl. hierzu besonders Amthor (Anm. 21). W. Amthors Darstellung kann um den Hinweis auf das zuletzt angegangene literarische Projekt Karolines von Günderrode ergänzt werden: Sie plante offenkundig eine Bearbeitung des antiken *Hippolyt*-Stoffes. Hippolyt hatte sich der (jungfräulichen) Göttin Artemis verschrieben und den Liebes-Offerten seiner Stiefmutter Phädra verweigert; von dieser der Vergewaltigung geziehen, zog er den Fluch seines Vaters Theseus auf sich und fand am Ufer des Meeres unschuldig den Tod. Bezeichnenderweise lebt er, an den Sternenhimmel versetzt, fort (vgl. Euripides: *Hippolytos*; Ovid: *Heroides* 4; Ovid: *Metamorphosen* 15, 497–546; Pausanias: *Beschreibung Griechenlands* 2, 32, 1) sowie Fritz Graf: Art. Hippolytos. In: Der Neue Pauly, hg. v. Hubert Cancik u. a. Stuttgart u. a. 1998, Sp. 601 f. Zum Plan Karolines von Günderrode siehe Günderrode (Anm. 23), Bd. 3, S. 309.

<sup>107</sup> Das entsprechende Testament Karolines von Günderrode bietet Schwartz (Anm. 38), S. 217 f. Danach tätigte die Autorin den (zeitlich unbeschränkten) Erwerb der Grabstätte (25 Gulden); gleichzeitig installierte sie eine kleine karitative Stiftung mit Fürbitt-Gebeten als Gegenleistung (75 Gulden).

<sup>108</sup> Vgl. Anm. 8.

<sup>109</sup> Vgl. zu diesen Zusammenhängen Bernhard Suphan (Hg.), Johann Gottfried Herder. Sämtliche Werke, Berlin 1882 [Nachdr. Hildesheim 1968], Bd. 26, SS. 416, 491 f. J. G. Herders Übersetzung – erstmals erschienen in Ders.: *Zerstreute Blätter*. Gotha 1792, 4. Theil, S. 342 – trug den Titel *Abschied des Einsiedlers* und lautete: „Erde, du meine Mutter, und du, mein Vater, der Lufthauch, / und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom, / Und mein Bruder, der Himmel, ich sag’

rode dichtete um: Die für sie charakteristische Vertikalbewegung aller Dichtungen blieb erhalten; dagegen scheinen die fünf Aktanten der Herderschen Fassung samt ihrer Elementen-Zuweisung modifiziert. Einer bleibt in der zweizeiligen Abschiedsformel jedoch unerwähnt: Ihn, den Ernährer ‚Geist‘, möchte sie nach ihrem Tode träumen, oder besser (und in der Sprache Karolines von Günderrode) ausgedrückt: dieser sie. Und damit nicht genug. Für Friedrich Creuzer – von dessen lebensgefährlicher Erkrankung sie genauso wenig weiß wie er später von ihrem Freitod unterrichtet wird – lässt sie eine Notiz zurück, Creuzer darin über Othellos und Desdemonas literarisches Beispiel zum ‚erträumten‘ Freitod aufrufend:

Ich sende Dir ein Schnupftuch, das für Dich von nicht geringerer Bedeutung sein soll, als das, welches Othello der Desdemona schenkte. Ich habe es lange, um es zu weihen, auf meinem Herzen getragen. Dann habe ich mir die linke Brust gerade über dem Herzen aufgeritzt und die hervorgehenden Blutstropfen auf einem Tuch gesammelt. Siehe, so konnte ich das Zarteste für Dich verletzen. Drücke es an Deine Lippen; es ist meines Herzens Blut! So geweiht, hat dieses Schnupftuch die seltsame Tugend, das es vor allem Unmut und Zweifel verwahrt.<sup>110</sup>

Die ‚erwünschte Legende‘ konnte ihren Anfang nehmen ...

---

euch allen mit Ehrfurcht / freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt, / Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend; / Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!“

<sup>110</sup> Karoline von Günderrode: An Friedrich Creuzer, Juli 1806 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 231, S. 344).